

## Kreative Pause am Pool



*Die Pressereise geht zu Ende.  
Der Stress der Termine und  
Besichtigungen läßt nach. Jetzt  
ordnen die Journalisten ihr Wissen.  
Kurz vor der Rückreise taucht  
für wenige Stunden eine beglückende  
Ahnung davon auf, wie schön  
es im Urlaub sein kann...*

Wir danken unserem Partnerkreis-Mitglied TUI für die finanzielle Unterstützung bei der Produktion dieses Magazins.

### ANZEIGE



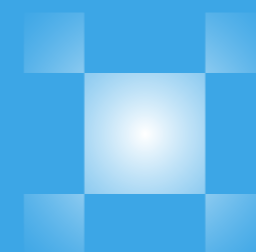
## Machen Sie sich auf was gefasst!

Best Western ist Gastgeber der VDRJ-Jahrestagung  
vom 8. bis 10. Oktober 2004 in Rottach-Egern.

Wir freuen uns auf die Reisejournalisten!

MAGAZIN DER VEREINIGUNG DEUTSCHER REISEJOURNALISTEN (VDRJ)

# COLUMBUS



## VORWORT

Nein, so schlecht sind die Zeiten zum Glück noch nicht, dass die Autoren der VDRJ ihr eigenes Magazin bräuchten, um abgedruckt zu werden... Trotzdem betätigt sich die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten zur ITB zum ersten Mal selbst als Verleger. Ein Journal, randvoll mit Hintergrund und Vorbild, ist dabei herausgekommen. Lesestoff für Insider und Reiseprofis.

Welche Zeitung macht den *besten Reisetitel* – und wie begründet die Jury ihr Votum? Wer waren im vergangenen Jahr die „Edelfedern“ der Branche? Welche sind die *guten Beispiele für Reisejournalismus* abseits des Klischees der schrägen Palme? Welcher *Touristiker* gehört nach Meinung der VDRJ für seine herausragenden Verdienste ausgezeichnet – und warum? Wie viel *wirtschaftlicher Alptraum* steckt im Traumberuf Reisejournalist? Wie *verrohen die Sitten* zwischen Redakteuren und Autoren? Columbus ist mehr als ein internes Verbandsmagazin für unsere Mitglieder. Wir freuen uns auf Ihre Vorschläge. *jd*

## IMPRESSUM

**Herausgeber:** Vereinigung Deutscher Reisejournalisten (VDRJ), Berlin.  
 Kontakt und verantwortlich i.S.d.P.: Jürgen Dresek, 1. Vorsitzender und Sprecher.  
**Anschrift:** Düsseldorfer Straße 33a, 10707 Berlin  
**Postanschrift:** VDRJ-Geschäftsstelle, Postfach 151402, 10676 Berlin,  
 Tel. 0700-0000-8375, Mail info@vdrj.org, www.vdrj.org  
**Redaktion:** Maria Pütz-Willems  
**Mitarbeiter dieser Ausgabe:** Jürgen Dresek, Dagmar Gehm,  
 Hans-Werner Rodrian, Michael Schweizer, Fabian von Poser, Wolfgang Weiler  
**Layout/Grafik:** blueORANGEblue mediengestaltung, Kaufering  
**Druck:** rota WEGE4, Klosterlechfeld

## INHALT

Der VDRJ-Preisträger 2004 „Eine Stimme für Leute ohne Lobby“	4
VDRJ-Wettbewerb Bester Reisetitel 2003 „Top-Journalismus aus dem Süden“	6
Was die Aktion „Bester Reisetitel“ bisher gebracht hat „Sonniges im Schatten der Verleger“	9
„Traumberuf“ Reisejournalist – ein wirtschaftlicher Alptraum? „Die Reise ist der Gewinn“	10
„Reportagen aus der Retorte“	12
„Qualität im freien Fall“	12
VDRJ-Interview mit Jürgen Dresek: „Gütesiegel für guten Reisejournalismus“	13
Der Columbus-Wettbewerb „Weg vom Südsee-Delirium“	14
Die Columbus-Sieger	15
VDRJ-Interview mit Prof. Karl Born: „Reisekonzerne: Zwei Jahre verloren“	34
Neue Touristik-Handbücher	35

Foto: privat

## EDITORIAL



Jürgen Dresek

Wer sich in diesen Tagen vertraulich in der Reisebranche umhört, kann unterhalb des üblichen PR-Geklippers immerhin so etwas wie vorsichtigen Optimismus feststellen. Sehr gebremst noch, und lange nicht so vollmundig, wie im lauthals kommunizierten, an-

geblich so tollen Stand der Buchungen – aber immerhin. Vor allem die großen Mutterschiffe der touristischen Welt sehen wieder ein leichtes Leuchten am Horizont. Ein fröhliches Pfeifen ist es noch nicht – eher ein Summen gegen die Angst im Wald. Lass bitte nichts passieren, keine Epidemie, keine Unruhen, keine Katastrophen, keinen terroristischen Akt – so lauten wohl die Stoßgebete der Manager, wenn sie vor ihren internen Yield-Kurven sitzen. Nach den vergangenen Jahren lechzt eben alles wieder nach etwas Reiselust.

Und doch ist es immer noch eine Gleichung mit vielen Unbekannten: Wird sich der Urlauber tatsächlich im gewünschten Maße zum Frühbucher umerziehen lassen, nachdem man ihm jahrzehntelang eingetrichtert hat, dass nur die Nervenstärke bis kurz vor dem Abflug mit Schleuderpreisen belohnt wird...? Lässt sich die Internationalisierung und Integrierung der Konzerne wieder zurückschrauben ohne allzu großen Gesichtsverlust? Werden die Touristiker wieder das Kommando übernehmen und die "Global Player" ablösen? Wie viele Wochen dauert es noch, bis die Thomas Cook Flotte wieder auf Condor umgespritzt wird...?

Viele Themen für die Reise-Journalisten. Wenigstens das...

Jürgen Dresek  
VDRJ-Vorsitzender

## DER VDRJ-PREISTRÄGER 2004: Heinz Fuchs von „Tourism Watch“

### Eine Stimme für Leute ohne Lobby

Jedes Jahr verleiht die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten (VDRJ) den Preis für besondere Verdienste um den Tourismus. Für 2004 wird Heinz Fuchs (48), Leiter der Fachstelle TOURISM WATCH des Evangelischen Entwicklungsdienstes e.V. (EED) in Bonn und Herausgeber des gleichnamigen Informationsdienstes „TourismWatch“, mit diesem Preis ausgezeichnet. Der Informationsdienst, der im September 2003 sein zehnjähriges Bestehen feierte, berichtet in einer Mischung aus Aktualität und Hintergrundinformation über Erfahrungen und Entwicklungen in Ländern, die vom Tourismus berührt werden.

Das Engagement gilt in jedem Fall einer nachhaltigen, sozialverantwortlichen und umweltverträglichen Tourismusentwicklung. Zu den Aufgaben der Fachstelle gehören die Sensibilisierung von Touristen, das Engagement für Menschenrechte und soziale Standards, der Dialog mit der Tourismusindustrie, die Zusammenarbeit mit Medien und politischen Entscheidungsträgern und die Förderung von Alternativen im Tourismus.

Heinz Fuchs und sein Team wurden von der VDRJ zum Preisträger gewählt, weil Missstände nicht mit dem erhobenen Zeigefinger angeprangert, sondern auch Lösungsvorschläge angeboten werden. Der Preisträger setzt sich kritisch mit der Verantwortung von Touristikern und Touristen in Entwicklungsländern auseinander. Einen besonderen Schwerpunkt nimmt die ständige Berichterstattung über Aktivitäten in Zusammenarbeit mit ECPAT (End Child Prostitution, Pornography und Trafficking) zum Schutz von Kindern vor sexueller Ausbeutung durch Touristen ein. Federführend ist Heinz Fuchs an Verhandlungen mit dem Deutschen Reisebüroverband (DRV) zur Umsetzung eines Verhaltenskodex zum Schutz von Kindern beteiligt.

### Im Gespräch mit Heinz Fuchs

**VDRJ:** *Tourismus in Entwicklungsländern ist ja eine Gratwanderung. Auf der einen Seite bringt er Devisen, auf der anderen Seite sind auf verschiedensten Sektoren auch die negativen Auswirkungen sichtbar und spürbar. Wollen Sie und Tourism Watch das Rad zurückdrehen und die Entwicklung des Tourismus in Entwicklungsländern bremsen?*

**Fuchs:** Nein, auf keinen Fall. Wir stellen lediglich die Gleichung „Tourismus = Entwicklung“ kritisch in Frage. Denn die

Idealform wäre, dass alle Menschen, Reisende und Bereiste, etwas vom Tourismus haben.

**VDRJ:** *Kämpfen Sie für bessere Bedingungen im Alleingang auf weiter Flur, oder haben Sie auch Partner?*

**Fuchs:** Neben vielen anderen sind wichtige Kooperationspartner die Ecumenical Coalition on Tourism mit Sitz in Hongkong und Equations in Indien.

Tourism Watch wirkt bei Kampagnen mit, die wichtige Problemfelder des sogenannten 'Dritte Welt'-Tourismus aufgreifen. Beispielhaft steht hierfür die Kampagne gegen Kinderprostitution im Zusammenhang mit Tourismus, die zwischenzeitlich zu einer internationalen Kinderrechtsorganisation geworden ist (ECPAT). Die Zusammenarbeit im TEN-Netzwerk (Third World

Tourism European Ecumenical Network) und die Lobbyarbeit im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft für nachhaltige Tourismusentwicklung (DANTE) zur Umsetzung tourismusrelevanter Beschlüsse der UN-Kommission für nachhaltige Entwicklung sind weitere Beispiele.

**VDRJ:** *Wie wird der EED finanziert?*

**Fuchs:** Der EED wird von den evangelischen Kirchen in Deutschland getragen und finanziert, also aus Kirchensteuern. Für die Auslandsprojekte werden auch Mittel des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) eingesetzt. Für Bildungs- und Lobbyarbeit stehen der Fachstelle Tourism Watch jährlich etwa 50.000 Euro an Programm-Mitteln zur Verfügung.

**VDRJ:** *Welche Schwerpunkte setzt Tourism Watch?*

**Fuchs:** Ein Schwerpunkt ist die Entwicklung von Alternativen im Tourismus. Aktionen werden unterstützt, die die positiven Aspekte des Tourismus hervorheben und negative Auswirkungen vermeiden. Vor diesem Hintergrund begleitet Tourism Watch konzeptionell die vom EED geförderten 'Ökumenischen Lernreisen'. Durch den Dialog mit TourismuspolitikerInnen und VertreterInnen der Reiseindustrie trägt Tourism Watch aktiv dazu bei, Rahmenbedingungen so zu gestalten, dass ein umwelt- und sozialverantwortlicher Tourismus möglich wird.

**VDRJ:** *Von der VDRJ werden Sie auch wegen des Informationsdienstes „Tourism Watch“ ausgezeichnet, der gerade zehn Jahre alt geworden ist.*

**Fuchs:** „TourismWatch“ ist ein Informationsdienst zum Dritte Welt-Tourismus. Ursprünglich war er als Hintergrund-Informationsdienst insbesondere für Reisejournalisten gedacht. Er wird aber zunehmend für weitere wichtige Nutzergruppen interessant. Das Abo ist gratis, und mit der Ausgabe Nr. 16 haben wir begonnen, ein elektronisches Textarchiv aufzubauen.



Heinz Fuchs  
kritisch  
unterwegs

en, das heute monatlich im Durchschnitt 18.000 Zugriffe verzeichnet.

**VDRJ:** *An welchen Projekten sind Sie außerdem beteiligt?*

**Fuchs:** In Kooperation mit dem Studienkreis für Tourismus und Entwicklung e.V. werden seit Jahren eine Reihe von Projekten erfolgreich durchgeführt. Hierzu zählen die länder- und themenorientierten Sympathie-Magazine, entwicklungs- politische Motivationsseminare für ReiseleiterInnen und die Beteiligung am "TODO"-Wettbewerb. Tourism Watch berät MultiplikatorInnen und Studierende im Bereich Tourismus und unterstützt die Gestaltung ökumenisch-entwicklungsbezogener Lernreisen. Wir sind auf Reismessen präsent und veranstalten Seminare und Workshops.

**VDRJ:** *Sie sprachen von Reiseleiter-Schulungen...*

**Fuchs:** Diese Schulungen führen wir mit Partnerorganisationen vor Ort durch. Dabei geht es darum, ReiseleiterInnen in ihrer Rolle als Kulturvermittler zu stärken und zu qualifizieren. Besonders wichtig sind uns dabei islamische Länder. So kann es gelingen, Vorurteile aufzubrechen.

**VDRJ:** *Wie konsequent sind Sie in Ihrem eigenen Reiseverhalten? In welches Land würden Sie auf keinen Fall fahren?*

**Fuchs:** Ich würde gegenwärtig nicht mit einem Pauschalangebot nach Burma reisen, weil nach allem, was ich weiß, die Erlöse aus dieser Form des Tourismus vor allem die herrschenden Militärs stützen und weil die demokratisch gewählte Regierung, die seit Jahren an der Übernahme der Regierungsverantwortung gehindert wird, zum Boykott von Pauschalreisen nach Burma aufruft.

**VDRJ:** *Verglichen mit anderen Reisenationen stehen die Deutschen als interessiert und aufgeschlossen anderen Kulturen gegenüber da. Können Sie das bestätigen?*

**Fuchs:** Glaubt man der jährlichen Reiseanalyse, dann formulieren etwa zwei Drittel der deutschen Urlauber Interesse an Land und Leuten, möchten mehr über das Gastland erfahren und nicht nur die touristische Oberfläche erleben. Was allerdings die Reisepraxis betrifft, möchte ich da doch ein Fragezeichen setzen.

**VDRJ:** *Welches sind Ihre größten Anliegen?*

**Fuchs:** Menschenrechte und Kinderschutz stehen ganz oben. Auch die Fragen fair gehandelter Dienstleistungen im Tourismus stecken noch in den Kinderschuhen. Die Erlöse im Tourismus verteilen sich meist sehr einseitig. Dies soll sich ändern, damit alle etwas vom Tourismus haben. Wir möchten Menschen in touristischen Zielgebieten unterstützen, ihre Stimme einzubringen und hoffen, dass diese Stimme gehört wird, ohne dabei jemanden auf die Anklagebank zu setzen oder uns gar zum Richter zu erheben.

**VDRJ:** *Was könnte in der Politik noch geschehen?*

**Fuchs:** Ich sehe Herausforderungen in der Umwelt-, Wirtschafts- und Außenpolitik, um jeweils den Stellenwert des Tourismus in diesen Bereichen zu stärken.

**VDRJ:** *Was hat sich durch Ihr Einwirken bereits verändert?*

**Fuchs:** Die Bereitschaft der Tourismusbranche, vor allem auch von Menschen in Schlüsselpositionen, etwas gegen die sexuelle Ausbeutung von Kindern im Tourismus zu tun, ist gewachsen; die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung wird größer. Das ist ein enormer Fortschritt. Oder nehmen Sie „Kuelap oder Machu Pichu in Peru“ als Beispiel. Auch die UNESCO hat sich dieser Sache angenommen, damit die Bergbauernfamilien durch den Aufbau des Tourismus nicht von ihrem Land vertrieben werden und ein Heiligtum und Kulturdenkmal nicht zum „Disneyland“ verkommt. Durch kontinuierliche Berichterstattung bleiben wir am Ball und nutzen diese Themen auch als Instrument, insgesamt mehr Respekt und soziale Verantwortung herbeizuführen.

**VDRJ:** *Für welche Gruppen setzt sich Tourism Watch hauptsächlich ein?*

**Fuchs:** Vor allem für Menschen und Gruppen, die im Tourismusgeschäft keine Lobby haben. Häufig wird nur von der persönlichen Sicherheit der Urlauber, nicht aber von der sozialen Sicherheit in den Entwicklungsländern geredet. Veranstalter sollten auch mit sozialer Verantwortung als Qualitätsmerkmal eines Reiseangebots werben.

**VDRJ:** *Auf die Rückseite Ihrer Visitenkarte haben Sie sich eine asiatische Weisheit drucken lassen: „Tourismus ist wie Feuer: Man kann seine Suppe damit kochen, man kann aber auch sein Haus damit abbrennen.“ Haben Sie nie Angst, sich zumindest die Zunge zu verbrennen?*

**Fuchs:** Wir sind ja nicht gegen den Tourismus, ganz im Gegenteil. Hier liegen viele Chancen. Wir rufen weder zum Boykott auf noch setzen wir jemanden auf die Anklagebank. Wir recherchieren sorgfältig und machen auf Missstände und Fehlentwicklungen aufmerksam. Dies versuchen wir konstruktiv und dialogorientiert zu tun.

*Das Gespräch führte Dagmar Gehm.*

*Sie hält bei der Preisverleihung die Laudatio auf Heinz Fuchs.*

#### VDRJ auf der ITB 2004

**Samstag, 13. März 2004**

17.30 Uhr Preisverleihung „Bester Reisetitel“ – TUI Medientreff auf dem Stand in Halle 25

**Sonntag, 14. März 2004**

17 – 18 Uhr Diskussion „Bester Reisetitel“ mit Jury-Mitgliedern – ITB-Mediencafé im Pressezentrum – dort auch Dokumentation des Wettbewerbs während der Messe

**Montag, 15. März 2004**

14 Uhr Verleihung VDRJ-Preis für herausragende Verdienste um den Tourismus an Heinz Fuchs – Preisverleihung Columbus an die besten Autoren des Jahres 2003 - ICC Dachgarten-Foyer

**VDRJ-WETTBEWERB  
„Bester Reisetil 2003“:**

**Top-Journalismus  
aus dem Süden**

Die Sieger aus dem VDRJ-Wettbewerb „Bester Reisetil 2003“ stehen fest: Es sind die „Süddeutsche Zeitung“ und „Sonntag aktuell“.

Trotz schwieriger Zeiten haben die Reisetile der deutschen Tageszeitungen im Jahr 2003 bei der Qualität zugelegt. Das ist das Ergebnis der Aktion „Bester Reisetil“, die zwischen Mai und Oktober 2003 zum zweiten Mal von der VDRJ veranstaltet wurde. Vorn lagen bei den überregionalen Blättern diesmal die „Süddeutsche Zeitung“ vor der „Zeit“ und dem Vorjahressieger „Frankfurter Rundschau“. Bei den Regionalzeitungen setzte sich „Sonntag aktuell“ vor dem „Hamburger Abendblatt“ und der „Hannoverschen Allgemeinen Zeitung“ durch. Im Mittel der fünf Kriterien „Visuelle Anmutung“, „Nutzwert“, „Aktualität“, „Handwerkliche Qualität“ und „Eigenständigkeit“ erzielte der Sieger Süddeutsche Zeitung 84 von 100 möglichen Punkten. Im vergangenen Jahr hatten zum Sieg schon 75 Punkte gereicht.

Die Aktion „Bester Reisetil“ wurde 2001 von der VDRJ gestartet, um die Qualität im Reisetil der Tageszeitung zu fördern und seine Wertschätzung zu mehren. Wie schwierig die Situation in der Branche ist, zeigt sich an den beiden Vorjahressiegern: Die „Frankfurter Rundschau“ büßte erheblich an Umfang ein und kam dieses Mal insgesamt nur noch auf Platz 5. Die „Berliner Morgenpost“ verlor ihre Eigenständigkeit, der Reisetil wurde mit dem der „Welt“ zusammengelegt und schaffte es nach konzeptioneller Neuausrichtung und personeller Ausdünnung nicht mehr unter die Top 10.

**Die besten 10**

Rang	Überregional	Regional	Zeitungstitel	Punkte
1	1		Süddeutsche Zeitung	84,1
2	2		Die Zeit	78,2
3		1	Sonntag Aktuell	77,6
4		2	Hamburger Abendblatt	76,3
5	3		Frankfurter Rundschau	71,6
6	4		FAZ	70,6
7		3	Hannoversche Allg.	68,7
7	5		Welt am Sonntag	68,2
9		4	Augsburger Allg.	65,2
10	6		TAZ Die Tageszeitung	64,6

**So funktioniert der Wettbewerb „Bester Reisetil“:**

Im Rahmen der Wahl werden jährlich alle VDRJ-Mitglieder und alle Redaktionen eines Reisetils in deutschen Tages- und Wochenzeitungen aufgefordert, Reisetile zu nominieren. Benannt werden können maximal sieben regionale und drei überregionale Zeitungen. Mit der Bitte zur Nominierung verbunden ist die Einladung zur Teilnahme an der Jury. Eingeladen

sind alle VDRJ-Mitglieder und alle Redakteure bei deutschen Tages- und Wochenzeitungen (unabhängig von der VDRJ-Mitgliedschaft). Aus den Bewerbern für die Jury bestimmt der VDRJ-Vorstand die Teilnehmer. Die Jury besteht aus je vier freiberuflichen Reisejournalisten, vier Redakteuren aus dem VDRJ-Arbeitskreis, je zwei Mitgliedern des Partner- und des Freundeskreises, zwei Externen, dem Geschäftsführer der Jury und dem Geschäftsführer der VDRJ.

Alle mindestens dreimal nominierten Reisetile kommen in ein Zwischenauswahlverfahren; dies waren 2003 genau 37 Zeitungen. Jeder Juror benennt daraufhin seine Kandidaten für die Endrunde. Die 20 Reisetile mit den meisten Nennungen sind nominiert. Reisetile, die im Vorjahr einen der ersten drei Plätze ihrer Kategorie (überregional oder regional) belegt haben, nehmen automatisch wieder teil. Dann bewertet die Jury die Reisetile nach einem jährlich neu festzulegenden Punkteschlüssel in den nebenstehenden Kriterien. Jeder Juror trägt seine Bewertung in einen einheitlichen Bewertungsbogen ein und verfasst ein kurzes Statement. Redakteure enthalten sich bei der Bewertung ihrer eigenen Zeitung der Stimme. In diesem Fall wird der Durchschnittswert der übrigen Bewertungen für die Endzählung dazugeschlagen. Zuletzt werden die Ergebnisse anonymisiert zusammengefasst.

**Bewertungskriterien der VDRJ:**

**1. Visuelle Anmutung/Gestaltung**

Das Layout ist abwechslungsreich, lesefreundlich, zeigt kreative Liebe zum Detail und weckt das Interesse an den Inhalten.

**2. Nutzwert für den Leser**

Der Reisetil berichtet über den Tourismus in seinen vielfältigen Formen und Facetten. Er beleuchtet Neues und stellt auch scheinbar Bekanntes unter neuen Aspekten dar. Der Leser wird informiert, angeregt und unterhalten.

**3. Aktualität**

Der Reisetil sollte aktuelle Ereignisse aufgreifen und Entwicklungen von touristischer Bedeutung zeitnah und im Kontext des redaktionellen Umfeldes angemessen begleiten. Der Erscheinungstermin von Beiträgen ist auf die mögliche Reisezeit bzw. die erforderlichen Vorlaufzeiten abgestimmt.

**4. Journalistische Qualität**

Die Vielfalt der Thematik kann sich in einer Fülle journalistischer Ausdrucksformen niederschlagen. Reportage, Feature, Interview, Glosse, Kommentar und Meldung werden – wo sie verwendet werden – sachlich angemessen eingesetzt und finden sich in einer interessanten Mischung. Der Reisetil ist gekennzeichnet durch Klarheit in Stil und Aussage, sorgfältig redigierte Texte, geistreiche Überschriften, originelle Bildauswahl und unsinnige Legenden.

**5. Eigenständigkeit**

Das Konzept und die Linie der Redaktion sind klar erkennbar. Die Redaktion vergibt offensichtlich gezielt Aufträge. Die Themen wirken geplant und nicht wie zufällig aus einlaufendem Material zusammengestellt. Agenturmaterial dominiert nicht.

**6. Bonuspunkte Meldungen**

Die im Vorjahr enthaltene Rubrik »Unabhängigkeit von Insekten« wurde gestrichen. Stattdessen folgt, wenn mindestens

drei Juroren dies fordern, eine Abwertung um max. 8 Punkte wegen Verstoßes gegen das Gebot der Unabhängigkeit. Bonuspunkte werden nicht mehr allgemein, sondern nur noch für den jährlich wechselnden Schwerpunkt vergeben (im Jahr 2003: Kurzmeldungen).

*Eine ausführliche Dokumentation der Aktion „Bester Reisetil“ ist im Internet unter [www.vdrj.org](http://www.vdrj.org), Menüpunkt „Bester Reisetil“, hinterlegt.*

**Rang 1 in der Kategorie „Überregionale Zeitungen“: SÜDDEUTSCHE ZEITUNG**

Die Meinung der Jury: Dass ein hoher Nutzwert mit Lesegehalt, anspruchsvollen Texten und notwendigen Sachthemen in einem Reisetil korrespondieren kann; dass sich dieser Reisetil zugleich auch noch ansprechend visualisieren, klar layouten und hervorragend bebildern lässt, das hat im vergangenen Jahr die „Süddeutsche“ bewiesen. In den Kriterien „Visuelle Anmutung“ und „Nutzwert“ wählten die Juroren den SZ-Reisetil mit deutlichem Vorsprung an die Spitze. Ein Jahr zuvor fand sich die Redaktion in diesen Punkten noch auf dem 3. bzw. 9. Platz. Die kritische Orientierung am Wettbewerb hat der Mannschaft um Margrit Kohl sicher einen guten Weg gewiesen. Auch der geschickte Einsatz der journalistischen Stilmittel und die Vielfalt der Autorenbeiträge haben Lob verdient. Nicht zuletzt die pointierte Kurzmeldung ist ein Indiz für journalistischen Informationsanspruch. Es sind insgesamt immer noch zu wenige, doch sind die Kurzmeldungen sorgfältig bearbeitet und durchaus originell. Wenn sich die Redaktion auch noch in diesem Punkt stärker am Leserinteresse orientiert, dann wären wir dem idealen Reisetil ein gutes Stück näher.

**Die Detailplatzierung:**

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	1
Nutzwert	1
Aktualität	3
Journ. Qualität	1
Eigenständigkeit	2
Kurzmeldungen	6
<b>Gesamt</b>	<b>1</b>

**Rang 2 in der Kategorie „Überregionale Zeitungen“: DIE ZEIT**

Die Meinung der Jury: Auf der Höhe der Zeit. So cool, sophisticated und topaktuell ist kein anderer deutscher Reisetil. Die exzellenten Autoren machen sogar Langstreckentexte zum Lesevergnügen; ein bisschen mehr Nutzwert könnte allerdings selbst bei Nobelpreisträgern nicht schaden. Fast mehr Reportagemagazin als Reisetil: Die ZEIT besticht durch Formenvielfalt

und ungewöhnliche Themen, vom Selbstversuch an den neuen Autobahn-Designerpissoirs bis zum Porträt von Min Thol, dem kambodschanischen Reiseleiter auf Deutschlandtour. Die reduzierte Optik des ZEIT-Reisetils, vor ein paar Jahren Vorreiter, wirkt heute allerdings leicht etwas textlastig. Auch machen sich viele der ach so originellen Themen eher lustig übers Reisen, als selbst Reiselust zu bereiten. Ob 299-Euro-Trip nach Rumänien oder eine neu entstehende Sandbank in der Nordsee: Zu selten kommt beim Lesen der Wunsch auf: Da will ich auch mal hin! Wir wünschten uns ein paar zusätzliche klassische Reisereportagen mit Herzblut.

**Die Detailplatzierung:**

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	7
Nutzwert	5
Aktualität	1
Journ. Qualität	2
Eigenständigkeit	3
Kurzmeldungen	9
<b>Gesamt</b>	<b>2</b>

**Rang 3 der Kategorie „Überregionale Zeitungen“: FRANKFURTER RUNDSCHAU**

Die Meinung der Jury: Es hat diesmal nicht ganz gereicht für Platz eins, doch das ist kein Grund, auf Lob zu verzichten. Der Reisetil im Magazin der Frankfurter Rundschau hat seine klare, eigenständige Form auch bei viel weniger Seiten als noch vor einem Jahr behalten. Beim Punkt „Eigenständigkeit“ erhielt die FR von den Juroren deshalb zu Recht die Bestnote. Die (wenigen) Themen sind auch gesellschaftlich wach und kommen auf den Punkt, die Infoteile blieben die werthaltigsten des gesamten Wettbewerbs.

Oft köstlich: die Kolumne „Bloß nicht“. Die großen Reportagen beweisen journalistische Klasse, ihr Umfang geht allerdings stark zu Lasten von Nutzwertbeiträgen und aktuellen Texten, die sich kaum noch finden. Fehlt sonst was? Nun ja, der Platz natürlich, damit auch mehr Kleinteiliges unterkommt. Dafür wird auch grafisch und illustratorisch sehr gut gearbeitet, eine moderne Bildsprache gepflegt. Die (seltenen) Meldungen sind vorwiegend eigenrecherchiert. Die Autoren freut die Art, wie die FR mit Fremdtexen umgeht: behutsam, sorgfältig und immer zum Vorteil der Texte.

**Die Detailplatzierung:**

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	6
Nutzwert	14
Aktualität	18
Journ. Qualität	4
Eigenständigkeit	1
Kurzmeldungen	12
<b>Gesamt</b>	<b>5</b>

## Rang 1 in der Kategorie „Regionalzeitungen“: SONNTAG AKTUELL

Die Meinung der Jury: Die strikte Ausrichtung auf Nutzwert, die Aktualität der Berichterstattung und die Vielfalt der Meldungen haben den Reisetil von Sonntag aktuell auf den ersten Platz bei den regionalen Reisetiteln gehoben. In der für den Leseanreiz so wichtigen optischen Gestaltung könnte „Sonntag aktuell“ vom Klassenzweiten „Hamburger Abendblatt“ dagegen noch eine Menge lernen. Manche Geschichte ist gemessen am Inhalt etwas lang geraten. Doch in der Summe lobte die Jury die Vielfalt der Stoffe, die gute Mischung aus informativen Reportagen, pffrigen Themen und viel Service. Der Nutzwert resultiert nicht zuletzt aus der Vielfalt der Inhalte. Sie ist naturgemäß am ehesten durch Meldungen sicher zu stellen. Zwar erreicht Sonntag aktuell auch da nicht ganz die Stärke des „HA“, doch in einem wichtigen Aspekt liegen die Stuttgarter ganz vorn: Nur noch wenig andere Zeitungen geben Informationsadressen so vollständig wieder. Hier wird der Leserspruch auf leicht zugängliche weitere Information wirklich ernst genommen. Viele andere Zeitungen im Wettbewerb könnten sich ein Beispiel daran nehmen.

### Die Detailplatzierung:

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	10
Nutzwert	2
Aktualität	2
Journ. Qualität	7
Eigenständigkeit	7
Kurzmeldungen	3
<b>Gesamt</b>	<b>3</b>

## Rang 2 in der Kategorie „Regionalzeitungen“: HAMBURGER ABENDBLATT

Die Meinung der Jury: Ein Reisetil, wie man ihn gerne im eigenen Briefkasten vorfinden würde: unterhaltsam und informativ, professionell getextet und attraktiv bebildert. Das großzügige, klare Layout bietet Augenfutter und fördert die Leselust, die thematische Palette bedient viele Interessen. Wahrer Leseluxus sind die erstklassigen Reportagen, der gelungene Fernblick wird durch informative Features der Serie „Kleine Fluchten“ im Nahbereich ergänzt; Sach- und Servicetexte greifen aktuelle Fragen auf. Selbst die Meldungen werden nicht als Lückenfüller misshandelt und erhalten von der VDRJ-Jury ein Extralob. Was also fehlt dem Hamburger Abendblatt noch? Genaugenommen nur etwas Humor: Der Sprachwitz in den Schlagzeilen zum Beispiel, die allzu brav und artig daherkommen, die Prise Ironie im Bildtext, der sich oft damit begnügt zu benennen, was man unschwer auch ohne Hilfe sieht, ein Vorspann, der das Thema auch einmal gegen den Strich bürstet. Unklar ist dabei, ob Nicht-Hanseaten solche Feinheiten überhaupt bekritteln

dürfen. Vielleicht gehören solche zeit- und einfallslosen Schlagzeilen genauso zum hanseatischen Stil wie der ewig elegante, dunkelblaue Blazer - eine Frage der Haltung eben, und damit ein Zeichen für wahre Qualität.

### Die Detailplatzierung:

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	4
Nutzwert	4
Aktualität	4
Journ. Qualität	5
Eigenständigkeit	10
Kurzmeldungen	1
<b>Gesamt</b>	<b>4</b>

## Rang 3 in der Kategorie „Regionalzeitungen“: HANNOVERSCHER ALLGEMEINE

Die Meinung der Jury: Alles außer Zeitgeist. Der Reisetil der Hannoverschen Allgemeinen trotz erfolgreichem all-umgreifendem Trend zu Lifestyle und Schickimicki. Nahziele haben Vorrang, Sachthemen und Synopsen werden nur in homöopathischen Dosen verabreicht. Im Vordergrund steht das klassische Zielgebietsfeature. Es wird, wie sich's gehört, an Menschen festgemacht wie dem Fiaker Roland in Wien oder der Teeverkäuferin Martine in Nizza, vergisst aber auch die nötige Basis-Information nicht. Die Textqualität schwankt. Die Bilder sind vielleicht nicht immer hochglanzkalenderfähig, dafür stammen sie meist von den Autoren selbst und passen deshalb wirklich zum Text. Umfang- und inhaltsreich die Infoteile, lobenswert die eigens angefertigten Karten. Das Layout und vor allem die Überschriften sind eher brav bis an den Rand des Biederens. Noch mehr Planung und Sorgfalt verdient hätten die kleinen und größeren Meldungen; sie sind imponierend umfangreich, wirken aber manchmal zufällig ausgewählt und lieblos formuliert. Insgesamt ist die Mischung aus Nutzwert und Unterhaltung aber wohl gelungen.

### Die Detailplatzierung:

Kriterium	Rang
Visuelle Anmutung	11
Nutzwert	3
Aktualität	8
Journ. Qualität	9
Eigenständigkeit	9
Kurzmeldungen	2
<b>Gesamt</b>	<b>7</b>

## Kurzmeldungen: Die Lückenbüßer im Blatt

Jeder Copytest beweist es: Kurzmeldungen sind die meistgelesenen Texte im Reisetil. Da kann keine noch so inhaltsreiche ganzseitige Reportage mithalten. Eigentlich schade, dass die „Kurzen“ in den Reisetiteln deutscher Tageszeitungen trotzdem ein Schattendasein fristen. Das jedenfalls ist die übereinstimmende Meinung der Juroren der VDRJ-Aktion „Bester Reisetil“. „Lückenfüller“ war das meistgebrauchte Wort in ihren Statements.

Die Jury hatte sich die Kurzmeldungen für 2003 als Schwerpunktthema gewählt. Der Blick sollte auf die kürzeste aller journalistischen Darstellungen fallen, von denen der Kriterienkatalog des „Besten Reisetils“ fordert, dass sie „lohnend“ sein sollen und „sorgfältig formuliert“ zu sein haben.

Auffällig beim Ergebnis der Bewertung: Vorn liegen durchgehend Regionalzeitungen. Das „Hamburger Abendblatt“ rangiert vor der „Hannoverschen Allgemeinen“ und „Sonntag aktuell“, dann folgen „Augsburger Allgemeine“ und „Westfälische Nachrichten“. Mit „Süddeutscher Zeitung“ (Platz 6) und der „Zeit“ (Platz 9) schaffen es überhaupt nur zwei Große unter die Top Ten.

Die Überregionalen haben die Meldungen in den vergangenen Jahren stark zurückgefahren – zum Teil wohl, weil das Reisefeuilleton wieder Boden gutmacht hat gegen die Serviceorientiertheit, zum anderen, weil Art-Direktoren Meldungsspalten dröge finden. „TAZ“, „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ und „Rheinischer Merkur“ haben überhaupt keine Meldungen, wenn man nicht einen Buchtipps ab und zu als Meldung zählt.

Aber auch bei den Siegern regiert Quantität vor Qualität: Vieles ist lieblos angefüllt. Selbst beim Sieger brachte es ein Juror auf den Punkt: „Geschickt platziert, aber nicht redigiert“. Und schon gar nicht selbst geschrieben. Die Mängelliste ist mannigfaltig: Da bleiben Überschriften ohne Aussage, sind Veranstaltungen bereits vorbei, bleibt die Themenauswahl zufällig. Inhalte sind selten ausgerechert, der Blick bleibt bei einem Anbieter hängen. Besonders ärgerlich: die Schlamperei bei Informationsadressen, kaum eine ist vollständig. Lobenswerte Ausnahme: Sonntag aktuell.

Bei den Meldungen wird eben die Personalknappheit besonders deutlich. Die wenigsten Redaktionen können es sich noch leisten, ihre Meldungen selbst zu verfassen und zu redigieren. Ein Sonderlob ging an unser Mitglied Lilo Solcher von der „Augsburger Allgemeinen“: Sie erstellt ganz eindeutig die Mehrheit ihrer Meldungen im Eigenbau.

Und wie kommen die anderen an das Spaltenfutter? Sind sie ein gefundenes Fressen für die PR-Strategen? Mitnichten. Mit einer Ausnahme („Westfälischer Anzeiger“) fand die Jury kaum PR-Meldungen. Trotz (oder vielleicht gerade wegen) der Flut von Mails, Faxen und Pressemappen beherrschen den Markt zwei Agenturen, nämlich „tdt“ des VDRJ-Mitglieds Michael Schweizer und die dpa-Tochter „gms“, deren Vollsortiment auch reichlich Meldungen umfasst. Redakteure haben heute zum PR-Text-Lesen keine Zeit mehr, höchstens noch, wenn persönliche Interessen berührt sind: So war der „Welt“ zum

Beispiel ein kulinarischer Rundgang durchs Hotel Peninsula in Bangkok einen Zwanzig-Zeiler wert. Sonst geht es PR-Leuten wie freien Autoren: Der Markt ist verstopft.

Hans-Werner Rodrian

## 10 Juroren-Zitate zu Kurzmeldungen:

Zur AUGSBURGER ALLGEMEINEN: „Kurzmeldungen sind sehr gepflegte Kurzbeiträge, keine Lückenfüller.“

Zur BERLINER MORGENPOST: „Viele Meldungen, allerdings fast nur touristische Angebote, keine Hintergründe.“

Zur WELT: „Wenn vorhanden, sind die Meldungen zu einseitig auf Luxus ausgerichtet.“

Zur ZEIT: „Überschriften wurden leider zugunsten der optischen Wirkung weggelassen.“

Zur FRANKFURTER RUNDSCHAU: „Meldungen scheinen nicht der Ehrgeiz der Redaktion zu sein.“

Zur LEIPZIGER VOLKSZEITUNG: „Die Meldungen sind ausschließlich von GMS, aber eine nette Auswahl daraus.“

Zur SÄCHSISCHEN ZEITUNG: „Eigene und GMS-Meldungen, gleich langweilig formuliert. Rein produktorientiert. Langweilige Reihung von Leadsätzen.“

Zu SONNTAG AKTUELL: „Eigenständig und eine gute Agenturauswahl, teilweise sogar gute Überschriften.“

Zu den WESTFÄLISCHEN NACHRICHTEN: „Löblich viele, aber z.T. unübersichtliche und unsinnige Rubriken-Dopplungen („Rund ums Fliegen“ – „Startbahn“ – wo ist da der Unterschied?).“

Zum WIESBADENER KURIER: „Fast ausschließlich Agenturmaterial, nicht eigenrecherchiert.“

## Was die Aktion „Bester Reisetil“ bisher gebracht hat

## Sonniges im Schatten der Verleger...

Der eine sucht darin tolle Tipps, der andere vergnüglichen Lesestoff, und manche sehen in ihm einfach nur das beste saugfähige Papier für die nassen Wanderstiefel. Die Wünsche an den Reisetil einer Tageszeitung sind so unterschiedlich wie seine Nutzer.

Dabei weiß kaum einer so recht, wie die Interessen verteilt sind. Im Vergleich zu klassischen Ressorts haben sich Wissenschaft und Marktforschung nur wenig mit dem Reiseressort beschäftigt. Selbst die Chefredaktion wünscht oft nur bunte Bilder und sonnige Geschichten, die Lust aufs Reisen machen. Schließlich will man ja die Werbekundschaft bei Laune halten.

Was nach viel Freiraum klingt, wird in der Krise zum Nachteil. Die Kernkompetenz im Lokalen und Regionalen darf nicht angetastet werden. Deshalb trifft es Ergänzungsprodukte wie die Reise umso härter. Da fällt es ja auch nicht so auf, wenn

gespart wird. Wirklich? Reicht Sonnenschein auf Gratis-PR-Bildern und gute Laune in seichten Texten für den Reisetil aus? Natürlich nicht, sagen die Kollegen in der VDRJ bestimmt.

Um eine Antwort zu bekommen, hat sich vor zweieinhalb Jahren ein Dutzend Mitglieder zu einer Qualitätsgruppe zusammen getan. Die Gruppe war es leid, tatenlos zuzusehen, wie bundesweit ein Reisetil nach dem anderen seine Eigenständigkeit verliert. Noch sprechen die Journalistenverbände von über 140 „selbständigen redaktionellen Einheiten“ im Tageszeitungsbereich. Nicht mal mehr 80 Tageszeitungen haben allerdings selbst erstellte Reisetile – und jährlich werden es drei bis vier weniger. Die Vielfalt stirbt.

Da heißt es nicht jammern, sondern handeln, bevor es ganz zu spät ist. Nun kann ein kleiner Verein wie die VDRJ die Entwicklung nicht aufhalten. Aber die Aktion kann deutlich machen, was da zerstört wird. Und an positiven Beispielen aufzeigen, wie es auch anderswo ablaufen könnte. So kam es zu der Idee, eine Aktion „Bester Reisetil“ durchzuführen.

Die Kampagne will vor allem eins: die vielen Redakteure unterstützen, die trotz widriger Umstände engagierte Reisetile erstellen. Dass die meisten Freiberufler Hungerkünstler sein müssen, das weiß man ja mittlerweile. Längst muss mancher Festangestellte ähnliche Qualitäten besitzen. Umso erstaunlich, wie mit wenig Mitteln doch immer wieder vorzeigbare Reisetile entstehen.

Was hat es noch gebracht? Zunächst einmal einen Erfahrungsgewinn bei den Juroren selbst. Jeder hat knapp 40 Tageszeitungen studiert, verglichen, manches überblättert und sich dann doch immer wieder festgelesen, schließlich eine Vorstellung davon erhalten, wie vielfältig die Reiseberichterstattung in der Tageszeitung immer noch ist – trotz aller Widrigkeiten.

Offenbar bot die Aktion aber auch den Redakteuren Hilfestellung bei ihrer schwierigen Arbeit. Wie anders wäre es zu erklären, dass das Interesse von Anfang an hoch war, bereits während der Auszählung Vorabinformationen gewünscht wurden, die Auswertung immer wieder angefordert und der „Beste Reisetil“ eifrig zitiert wird? Auf der jetzigen ITB berichtet nun im Bereich der Pressecafés sogar eine Wandzeitung über die jüngste Aktion.

Die VDRJ hat festgestellt, dass der Ehrgeiz ausgebrochen ist – und das nicht nur in zahlreichen Redaktionen, sondern auch bei einigen Verlagen. Wenn dieser Ehrgeiz zur Folge hat, dass die Verlagsoberen in ihrem eigenen Reisetil mehr als nur Umfeld für Anzeigen sehen, dann ist der wichtigste Schritt getan. HWR

**ITB 2004:**  
**Reise-Analyse exklusiv am Freitag**  
 Die Reise-Analyse von F.U.R gibt es 2004 wieder in einer vorgezogenen Exklusiv-Variante für Journalisten. Im Saal 8 des ICC werden am ersten ITB-Tag ab 14.30 Uhr die „Ersten Ergebnisse der RA 2004“ präsentiert.  
 Wer den Termin verpasst, muss bis zur allgemeinen Präsentation am Montag um 15 Uhr warten – oder einen guten Draht zu F.U.R haben (Tel. 0431-8888800, E-Mail info@fur.de). we

## „Traumberuf“ Reisejournalist – ein wirtschaftlicher Alptraum?

### Die Reise ist der Gewinn

Manchmal kann das Leben eines Reisejournalisten schon verdammt hart sein:

*„...Für unsere Suite im 56. Stock zahlen wir noch einmal 7.000 Euro und sind maßlos enttäuscht. Das Essen ist schlecht (500 Euro für eine trockene Languste), die Technik versagt überall. Ein Zwischenstopp, den wir uns besser erspart hätten...“*

Na, da stellt man sich doch gerne die strenge Mine der Reisekosten-Sachbearbeiterin vor, bei der der kritische Kollege und Hoteltester (übrigens Ressortleiter einer renommierten deutschen Zeitung) hinterher seine Undercover-Recherche abrechnet...

Solche unlängst tatsächlich gedruckten Kleinodien deutscher Dichtkunst sind nicht ganz unschuldig am Ruf der Reisejournaliste, immer die ersten am Kaviarstand und die letzten an der Champagner-Bar zu sein. Dabei ist es doch ein Bild, das mittlerweile nur noch zum manchmal amüsanten Klischee taugt.

### 1800 Euro Monatseinkommen

Das Gros der Fachjournalisten, die sich dem Thema Reise und Tourismus widmen, dürfte sich weniger um angebrannte Schalentiere im arabischen Luxus-Märchenschloss sorgen als um die Honorar-Abrechnung am Monatsende. Die Vereinigung Deutscher Reisejournalisten (VDRJ) hat sich bei den Kolleginnen und Kollegen, die vorwiegend die weite Welt in die Tageszeitungen bringen, einmal umgehört. Das Ergebnis erschreckt: Knappe 1.800 Euro beträgt das durchschnittliche Monatseinkommen bei freiberuflichen Print-Journalisten. Vor Steuer und Renten-Versicherung wohlwemerkt.

Das ist weniger, als ein Berufsanfänger tariflich nach dem Volontariat verdient; dabei sind die meisten Reisejournalisten schon weit jenseits der 40. Wer tut sich das an? Vordergründig möchte man sagen Lebenskünstler, Entdecker-Naturen, unruhige Geister, die es nicht am heimischen Redaktionsschreibtisch hält.

Oder vielleicht doch eher Masochisten, denen es nichts ausmacht, im journalistischen Standesdünkel nur mit Näschen-Rümpfen als zugehörig zur Zunft akzeptiert zu werden? In einer Branche, in der Politikredakteure oder eitle Fernsehmoderatoren den Platz in der ersten Reihe beanspruchen – die sogar selbst das „Guten Abend“ vom Teleprompter auf der Kamera ablesen müssen...

Wer sich heute mit professionellem Anspruch auf das Gebiet des Reisejournalismus begibt, braucht ein dickes Fell – und möglichst einen Partner, der das Geld verdient...

Wie sieht der berufliche Alltag des vulgo Freien Journalisten aus? Auf der Habenseite mag die in vielen Jahren erworbene Perfektion im Kofferpacken stehen; ein Reisepass, dessen vollgestempelte Seiten einen ähnlichen Protzwert haben wie das

klimpernde Lametta am Bändchen eines Kriegsveteranen beim Vertriebenen-Treffen, und die unbedingte Small-Talk-Tauglichkeit bei Stehempfangen. Die dosiert eingestreute Globetrotter-Attitüde über die leider, leider nachlassende Traumziel-Qualität von Bora-Bora, sobald man endlich da ist, beeindruckt jeden Sparkassen-Filialleiter bis ins Mark.

Hoffentlich aber auch so lange, bis der nächste Antrag auf Erhöhung des Dispokredits bei ihm auf dem Tisch liegt... Denn wirtschaftlich gesehen sind Reisen eher kontraproduktiv. Permanent braungebrannte Kollegen sind keineswegs die Großverdiener der Zunft.

Die Bilanz ist sehr einfach. Noch nicht einmal einen Taschenrechner braucht man dafür: Eines Morgens findet unser Musterjournalist eine Einladung in seinem Postfach. Hui! oder Tommy Koch Reisen laden ein: fünf Tage Nilkreuzfahrt auf



den Spuren von Agatha Christie oder so. Erste Hürde: den Redaktionen dieses Thema schmackhaft machen. Abgesehen davon, dass es mittlerweile bei manchen Themen da durchaus der rhetorischen Fertigkeiten eines Goldenen Blatt-Drückers an der Haustür bedarf, muss der Autor schnell sein. Die Einladung ging schließlich auch noch an andere Freie, und der Abdruck-Kuchen in den Tageszeitungen bröseln derzeit dramatisch. Zeitaufwand für alle Vorbereitungen: einen Tag.

Die Recherche-Reise dauert in der Regel fünf Tage. Vollgepacktes Programm von Seiten des Veranstalters. Kaum Zeit für eigenes Entdecken und damit die Chance auf einen exklusiven Einstieg. Trotzdem schreibt er zu Hause mit viel Einfühlungsvermögen und vorhandenem Basiswissen eine nette Geschichte – konzentriert auf 150 Zeilen, denn mehr wird eh nicht mehr gedruckt.

Und jetzt kommt die ernüchternde Abrechnung: das Blatt mit dem Erstdruckrecht zahlt dafür 200 Euro. Vielleicht sind zwei andere Regionalzeitungen interessiert. Die Mehrfachverwertung bringt noch einmal 150 Euro. Und sogar ein Foto konnte verkauft werden für, sagen wir, 75 Euro. Ergibt zusammen? 425 Euro...

Wohlwemerkt – für mehr als eine Woche Arbeit. Brutto. Kein Wunder, dass da selbst Finanzbeamte misstrauisch werden und naiv nachfragen, ob so viel finanzielle Selbstaufgabe nicht eher in den Bereich des Hobbys eingestuft werden müsse denn als seriöser Broterwerb.

Foto: map

Aber die Schlinge zieht sich für die Print-Journalisten noch enger zu. Obwohl man annehmen müsste, dass der Tageszeitungs-Reisetil das Verlegerherz entzückt – schließlich generiert er direkt Anzeigen – wird auch hier die Sparschraube brutalstmöglich angezogen.

### Die Wahl zwischen Pest und Cholera

Vor allem qualitätsbewusste Redakteure sehen die Vorgaben der Geschäftsführung mit Grausen: bei fast allen Tageszeitungen wird derzeit der Honorarstat im günstigsten Fall eingefroren; wenn nicht gar reduziert. Was das bedeutet? Immer mehr Raum muss mit Agenturmaterial wie der dpa-Tochter gms oder gar kostenfreien Textangeboten der PR-Schmieden gefüllt werden. Und die wenigen Hausschreiber wurden mit geradezu sittenwidrigen Änderungsverträgen traktiert, die noch rechtzeitig vor Inkrafttreten der überfälligen Urheberrechtsreform die Autoren im Endeffekt völlig rechtlos stellen sollten, nach dem Erstdruck noch irgend etwas mit ihrer geistigen Arbeit tun zu können.

Die entsetzten Juristen der Journalisten-Vereinigungen warnen zwar entschieden, die gerade wieder kursierenden Vereinbarungen zu unterschreiben, aber viele Freie befürchten, eh nur die Wahl zwischen Pest und Cholera zu haben: entweder die vertragliche Zumutung akzeptieren; mit der Folge, selbst bei Mini-Honoraren gleichzeitig fast alle weiteren Nutzungsrechte abtreten zu müssen, oder von den Verlagen auf die schwarze Liste gesetzt zu werden.

Wer da nicht zu den Edelfedern zählt, auf die kein Verlag verzichten möchte, kann nur auf die Kollegialität und das Engagement der Redaktion hoffen, sich für die freien Kollegen „oben“ einzusetzen. So viel zum Thema Traumberuf. Es sind wahrscheinlich keine pessimistischen Annahmen, dass mittelfristig etwa die Hälfte der auf den wirtschaftlichen Ertrag angewiesenen freien Tageszeitungs-Autoren ihr Fachgebiet werden aufgeben müssen.

Manche mögen sich in die – natürlich heimliche – Lohnschreiberei für PR-Agenturen begeben; mit schlechtem Gewissen, aber wenigstens anständigen Honorarerlösen. Andere akzeptieren zähneknirschend den Übergang in den „Amateurstatus“, wo der Weg zum Ziel wird. Will heißen, die Reise ist groteskerweise der Gewinn, und nicht mehr der Erlös des Abdrucks. Und es sind keineswegs nur gelangweilte Hausfrauen und rüstige Rentner, denen mittlerweile das Belegexemplar wichtiger ist als Bares.

Ein wunderbares Thema für journalistische Seminare über Qualität und Ethik. Dann dürfen die Verfechter der reinen Lehre wieder salbungsvoll das weise Haupt schütteln über die vermutete unheimliche Nähe zwischen der Reisebranche und ihren journalistischen Beobachtern. Und Chefredakteure werden wieder ins Mikrofon lügen, dass Autoren in ihrem Blatt selbstredend unabhängig und frei von wirtschaftlichen Abhängigkeiten berichten – ganz ohne rot zu werden.

Fakt ist: In immer mehr Reisetilen von Tageszeitungen wird Alltours bestellt, aber Airtours erwartet. Und welche Erleichterung in der Verlagsetage, wenn sich herausstellt, dass das trockene Langusten-Würgen dann doch auf Einladung des arabischen Hoteliers erfolgte... Jürgen Dresek

## Ein Zeitungsredakteur\* zu fertig angelieferten Reiseseiten

### Reportagen aus der Retorte

Der Deutsche Depeschen-Dienst, ddp, liefert (zu Tiefstpreisen, wie kolportiert wird) komplette Reiseseiten an eine Handvoll regionaler Zeitungen. Die Agentur passt sich dem jeweiligen Layout an und füllt die von den Blättern bevorzugten Rubriken. Die Hauptbeiträge sind mehr oder weniger locker geschriebene Berichte. Auffällig: Es fehlen durchweg O-Töne. Die Autoren haben offenbar keine Gelegenheit, sich vor Ort mit den Urlaubsbedingungen, mit der Qualität der Unterkünfte und des Personals, mit Ausflugsmöglichkeiten oder gar der Infrastruktur auseinanderzusetzen.

Weitere Merkmale: Es fehlen kritische Vergleiche und detaillierte Schilderungen konkret erlebter Situationen. Dies und die fehlenden O-Töne lassen darauf schließen, dass die Informationen auf Messen erbeten oder per Telefon bei Tourismuseinrichtungen erfragt wurden.

Beispielsweise wird das Weltkulturerbe in Dalmatien vorgestellt. Der Bericht beginnt mit der Altsteinzeit, in der die Ostküste der Adria besiedelt war. Die Autorin zählt Orte auf, die in der Unesco-Liste stehen. Deren Beschreibungen findet der Leser in jedem einschlägigen Reiseführer. Gewürzt sind die „Aufschreibungen“ mit Klischees wie: Die Stadt hat „nichts von ihrem altertümlichen Charme eingebüßt“. Am Ende steht die gesicherte Erkenntnis, dass die Griechen 385 nach Christus den Ort Pharos gründeten et cetera pp. Solche Berichte hinterlassen beim Leser den Eindruck, es handle sich um „Reportagen“ aus der Retorte. Die verwendeten Fotos werden größtenteils von den entsprechenden Agenturen geliefert und haben eindeutig Promotion-Ziele. So lieferte Santaworld die süßlichen Weihnachtskitschbilder, die den Beitrag über den schwedischen Siljansee vor Weihnachten 2003 illustrierten. In einem anderen Beitrag im Dezember über die Vorhaben der Wartburgstadt Eisenach im Winter erscheint ein Foto, das das Bachhaus mit blühendem Vorgarten zeigt. Die Fotoquelle – man ahnt es schon – ist Eisenach-Tourismus.

Die auf den Seiten verwendeten Nachrichten stammen alle von ddp. Die Agenturen dpa, AP, srt und andere Reisespezialisten kommen nicht vor. Das engt den Spielraum für Informationen ein. Ein großer Teil der kurzen Infos besteht aus umgeschriebenen Reiseangeboten von Veranstaltern. Häufig kommen auch die unaufwendig zu erlangenden Infos über Angebote auf Internetseiten vor.

Fazit: Diese Seiten offenbaren eine Häufung von Defiziten: Aktualität, Lebensnähe, Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Unterhaltung. Bleibt zu wünschen, dass Redakteure der Blätter, die von ddp beliefert werden, noch öfter mit eigenen Reiseberichten einspringen und damit der Agentur Pausen und Luft verschaffen.

\*Der Autor ist der Redaktion bekannt. Mit „IDEEnews“ bieten auch die VDRJ-Mitglieder Schweizer und Schöllkopfkomplette Reiseseiten an. Mehr dazu in der nächsten Ausgabe.

## Maria Pütz-Willems, freie Journalistin, zur Lage ihrer Zunft

### Qualität im freien Fall

Lange im Geschäft oder blutjung? Hochspezialisiert oder thematisch breit? Nichts nützt den Freien mehr. Ob sie ihren Redaktionen weiter zuliefern dürfen oder nicht, entscheiden nicht mehr das eigene Können und das gute Verhältnis zum Redakteur. Renditehungrige Verleger, aktionistische Controller und Chefredakteure ohne Handlungsspielraum entscheiden über den vollen oder leeren Kühlschrank der Freien. Das Leben der Freien, ohnehin schon als „Hungerkünstler“ geschmäht, ist dadurch noch härter geworden.

Die Redakteure, mit denen sie jahrelang einen netten, harmonischen Umgang pflegten, zucken hilflos die Schultern. Diese müssen ihren eigenen Stuhl sichern – das Mobbing in den eigenen Reihen ist in vollem Gange. Ihre Budgets wurden rigoros zusammengestrichen: Das Seiten-Honorar in vielen Tageszeitungsreiseteilen reicht jetzt allenfalls noch für ein Foto und einen zugekauften Artikel.

Die Freien sollen „sich neu ordnen, neu konzentrieren auf ihre Stärken, kreative Vorschläge machen, nicht jammern...“, halten ihnen geschäftstüchtige Seminarleiter und kollegiale Besserwisser vor. Die Liste der „guten Ratschläge“ ist lang – und häufig fern jeder Realität. Weiss ein fest angestellter Redakteur, was Fixkosten sind? Wie schnell sich Reisespesen und Telefonkosten auftürmen? Was es bedeutet, mit Honoraren von 1 Euro pro Zeile eine Familie mit ein oder zwei Kindern zu ernähren?

Eines ist sicherlich richtig: Viele Freie denken nicht betriebswirtschaftlich (genug), sondern sehen sich lieber als „Kreative“ mit viel Freiheit. Auch wer das Büro als „Home Office“ betreibt, muss die Kosten korrekt umlegen. An Kreativität aber hat es den meisten ohnehin noch nie gemangelt – und sie kennen auch ihre Stärken: Wie sonst hätten sie ihre Artikel ordentlich verkaufen können? Trauriger Fakt heute ist und bleibt, dass es schlicht und einfach keinen Platz in den Medien mehr gibt! Und wenn es ihn gibt, dann ist er ruckzuck gefüllt mit PR-Texten und anzeigengefälliger Berichterstattung. Weil dieses nichts kostet. Hier kann man noch nicht einmal mehr von „Verdrängungswettbewerb“ oder „Qualitätswettbewerb“ unter den Freien selbst sprechen, weil man Freie gleich durch PR ersetzt.

Trotzdem bedeutet Krise auch Chance: Viele Freie arbeiten nun PR-Agenturen und Unternehmen direkt zu. Dagegen ist nichts zu sagen. Moralisch fraglich ist es nur, wenn sie PR-Aufträge mit eigenen journalistischen Texten mischen. Aber Hand aufs Herz: Ist es nicht das gleiche, wenn Redaktionen ihre Themen nach den Wünschen der Anzeigenkunden ausrichten? In Worten und in Fotos?

Fest angestellte Redakteure halten Freien gerne vor, dass sie sich einladen lassen oder Vergünstigungen annehmen. Viele Feste aber buchen keinen Urlaub, ohne eine Pressestelle zu kontaktieren. Dann fühlt sich diese wiederum unter Druck

gesetzt – aus Angst vor dem Zerbrechen der „guten Kontakte“. Schliesslich versprechen in diesen Zeiten feste Redakteure eher Abdruck. Zwiespältige Folge: Den Freien versagen die PR'ler jetzt öfter ihre Gunst, den Festangestellten gewähren sie sie immer noch. Aber auch diese Vergünstigungen sind ein Auslaufmodell. Irgendwann wird selbst dem letzten Unternehmen bewußt werden, dass man jetzt für eine Anzeigenschaltung einen Quasi-Anspruch und Einfluss auf einen redaktionellen Beitrag hat.

Die Qualität der Berichterstattung befindet sich im freien Fall, die Qualität im Umgang der Kollegen miteinander leider auch.

### VDRJ-Ziel: Gütesiegel für guten Reisejournalismus

Seit über 40 Jahren gibt es in Deutschland eine Interessenvertretung für Journalisten, deren Fachgebiet Tourismus und Reise ist: die VDRJ (Vereinigung Deutscher Reisejournalisten). Eine Alternative zu den klassischen Journalisten-Gewerkschaften? Dazu äußert sich der VDRJ-Vorsitzende Jürgen Dresek in nachfolgendem Interview.

**VDRJ:** *Es gibt wenige Berufe, die so individuell sind, wie der des Journalisten. Dazu passt doch eigentlich gar keine Vereinsmeierei mit Schriftführer und Protokoll...?*

**Dresek:** Wenn es bei dieser Loriot-Karikatur bliebe, sicher nicht. Aber eben drum. Weil die meisten Reisejournalisten Einzelkämpfer sind, ist ein Forum für Erfahrungsaustausch so wichtig. Und die Probleme dieses Fachgebiets sind halt doch sehr speziell. Viele VDRJ-Mitglieder sind natürlich gleichzeitig im DJV oder der Journalistengruppe innerhalb ver.di. Wir sind keine Gewerkschaft mit Streikkasse und können auch keine Tarife aushandeln. Unsere Stärke liegt in der Überschaubarkeit. Alle Mitglieder kennen sich. Wenn es da Schwierigkeiten gibt, ist der „kleine Dienstweg“ eben sehr effektiv.

**VDRJ:** *Gibt es da konkrete Beispiele?*

**Dresek:** Nun, vor allem bei den jüngsten Versuchen der Verlage, die Nutzungsrechte zu ihrem Gunsten zu verändern, hatten die VDRJ-Mitglieder die besseren Karten: Wir haben eine sehr intensive Mailgruppe, so dass die Betroffenen sich schnell gegenseitig informieren und deshalb von den Verlagen nicht gegeneinander ausgespielt werden konnten. In Zusammenarbeit mit verantwortungsbewussten Ressortleitern ließ sich einiges entschärfen.

**VDRJ:** *Gibt es noch andere Aktivitäten neben der Mailgruppe?*

**Dresek:** Bei der ITB und auf unserer Herbst-Hauptversammlung organisieren wir interessante Gesprächsforen zu aktuellen touristischen Themen, wo im kleinen Kreis sehr offen diskutiert wird. Da in unserem assoziierten Partnerkreis

nahezu alle PR-Verantwortlichen der touristischen Unternehmen Mitglied sind, lassen sich da auch gegenseitige Probleme bei der täglichen Arbeit gut auf den Punkt bringen. Die größte Außenwirkung in der Reisebranche hat aber natürlich der alljährlich auf der ITB verliehene VDRJ-Preis für besondere Verdienste um den Tourismus. Die Preisträger-Liste liest sich wie ein Who-is-who in der touristischen Entwicklung.

**VDRJ:** *Und wie ist es mit der Qualitätsentwicklung des Reisejournalismus?*

**Dresek:** Auch hier engagiert sich die VDRJ stark. Nicht nur, dass wir den Columbus-Journalistenpreis für besonders gut gelungene, qualitätsvolle Reiseberichterstattung entwickelt haben, der dank der Zusammenarbeit mit dem Studienreiseveranstalter GeBeCo auch sehr attraktiv dotiert werden konnte – wir zeichnen jetzt schon zum zweiten Mal die nach Meinung der Fachjury beste Reisetitel-Redaktion in den Tages- und Wochenzeitungen aus. Wer da ganz vorne sein will in der kritischen Betrachtung der Fachkollegen, muss wirklich einen qualitativen Reisetitel verantworten. Trotz all der Sparzwänge. Beide Preise werden auf der ITB verliehen.

**VDRJ:** *Was ist das Fernziel für die VDRJ?*

**Dresek:** Ganz vermessen gesagt – die VDRJ quasi als eine Art Gütesiegel für guten Reisejournalismus zu etablieren. Je mehr engagierte Kolleginnen und Kollegen da mitmachen, desto eher wird dieses Ziel auch erreicht.

**VDRJ:** *Und wenn sich jetzt jemand angesprochen fühlt?*

**Dresek:** Ganz einfach, die Kollegin oder der Kollege schickt eine Mail an [info@vdrj.org](mailto:info@vdrj.org) oder telefoniert bzw. faxt an 07 – sechsmal die 0 – VDRJ (0700 0000 8375). Auf unserer Webseite [www.vdrj.org](http://www.vdrj.org) kann man auch alle Formulare zur Aufnahme bequem runterladen.

#### ITB 2004:

**„MTI“-Kongress statt Wissenschaftszentrum**  
Das Wissenschaftszentrum wurde zum Fachkongress „Market Trends and Innovations“, kurz MTI, umgestaltet. Organisator ist Prof. Dr. Roland Conrady von der Fachhochschule Worms. Ob es gelingt, durch das neue „Fünf-Säulen-Konzept“ und die Verwendung des modischen „Denglisch“ die Akzeptanz bei Fachbesuchern zu heben, wird sich zeigen. Auf jeden Fall dürfte der Umzug in Halle 7.1 b dem Zuspruch durchs Publikum dienlich sein. Die Studenten finden sich nun unter dem Titel „Training and Education in Tourism“ in der Halle 5.1. Gleich beim Arbeitsamt. Gleichwohl gelten sie als dritte Säule des MTI. Die erste Säule ist der tägliche „MTI-Kongress“ in Halle 7.1 b, nur am Sonntag ersetzt durch den bisherigen Fachkongress „Progress in Tourism Research“, der nun als zweite Säule ins MTI integriert wurde. In Säule Vier, dem „Usability Lab“, können Anbieter touristischer Informationen im World Wide Web testen, wie User ihre Web-Angebote nutzen. Über Jobs bei Touristikunternehmen informiert „Recruiting Services“. Anlaufstelle für Journalisten ist Gudrun Jahn von der Agentur PR-Team (Tel. 030-8230337, E-Mail [contact@prteam.de](mailto:contact@prteam.de)). we

## Der COLUMBUS-WETTBEWERB zeichnet die beste Reisegeschichte aus

### Weg vom Südsee-Delirium

Es gibt sie immer noch, die klischee-behafteten Reportagen aus dem Giftschränk der Hochglanz-Werbebilder, die elegischen Beschreibungen vermeintlicher Traumstrände und luxuriöser Betten. Aber insgesamt ist das Niveau der Reiseberichterstattung deutlich besser und journalistischer geworden - so das Votum der Jury im Columbus 2003, dem höchstdotierten Reisejournalisten-Wettbewerb im deutschsprachigen Raum.

Unter Federführung der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten (VDRJ) versuchte eine Fachjury aus über 60 eingereichten Arbeiten jene herauszufinden, die sich nicht nur sprachlich auszeichnen, sondern auch in ihrem inhaltlichen Anspruch Horizonte öffnen. 300 Seiten komplett anonymisierter Text wurden bewertet, zum ersten Mal in zwei Kategorien: Artikel bis zu einer Länge von 5.500 Anschlägen - also erfahrungsgemäß der Maximallänge in Regionalzeitungen - und die großen Reportagen in überregionalen Zeitungen oder Magazinen. Die VDRJ vergab darüber hinaus noch einen Förderpreis für Junge Autoren bis 30 Jahre.

Vor allem bei den Regionalzeitungen sah die Jury noch Entwicklungspotenzial. Und dies auf beiden Seiten. Sowohl bei den Autoren, deren Arbeiten oft etwas unstrukturiert wirkten, wie auch bei den Redaktionen, die anscheinend zu selten klare inhaltliche Absprachen einforderten. Häufig wurde bei der Bewertung moniert, dass den Journalisten der Mut fehlte, sich auf einen Aspekt im Bericht zu beschränken. Viele Artikel lasen sich so, als ob sie als große Reportage begonnen wurden und mitten in der Erzählung wegen des Erreichens der Maximallänge abbrechen mußten. Die oft spürbare mangelnde inhaltliche Betreuung durch die Redakteure über den gesamten Entstehungsprozess eines Artikels ist sicher der Personalnot in vielen Redaktionen geschuldet. Geringe Honorare sind letztendlich auch die Ursache für fehlende „Maßarbeit“ vieler Autoren.

Bei den „großen“ Reisegeschichten monierte die Columbus-Jury die vorgelegte Themenauswahl, die darauf schließen ließ, dass in den Redaktionen zu selten die Frage nach dem Nutzwert für den Leser gestellt wird. Manche sprachlich durchaus brillanten Artikel spiegelten doch eher den Erlebnishorizont ihrer Autoren wieder, als die Erwartung des Publikums, für das letztendlich doch geschrieben wird. Immer noch sind ferne Ziele überproportional vertreten; die „Binnen-Exotik“ der Destinationen vor der Haustür würde nach Meinung der bewertenden Fachjournalisten manchmal unterschätzt.

Überraschend für die Jury, die anonym urteilte, geht der Columbus 2003 bei den kurzen Beiträgen in einem einstimmigen

gen Votum an eine regionale Boulevard-Zeitung: Harald Stutte, Redakteur der „Hamburger Morgenpost“, erhält den Preis für seine einfühlsame und pointierte Beobachtung aus Südafrika. Er beschreibt die Vorbereitungen in einem Dorf, das sich auf die ersten touristischen Gäste vorbereitet, und nicht so recht weiß, worauf man sich einlässt.

Bei den „großen“ Reportagen siegte im Jahr 2003 das „ADAC-Reisemagazin“ mit einer sehr fernen Destination. Doch Stefan Nink, Autor des Artikels „Königs Reichtum“ über Tonga, tappt eben nicht in die Falle, ein Südsee-Paradies in der Postkarten-Idylle zu lassen. Die Audienz am Königshof bietet den roten Faden, sich diesem Traumziel auch mit seinen



Problemen anzunähern. Kundig beobachtet und ungefloskelt beschrieben, rückt diese Reportage ab vom Südsee-Delirium so mancher Sonnenuntergangs-Begeisterung. Beide Autoren erhalten jeweils eine frei wählbare Reise im Wert von 3000 Euro aus dem Programm des VDRJ-Partners - des Studien- und Erlebnisreise-Veranstalters Gebeco/Dr. Tigges.

Die Motivation junger Autoren, sich auf das Gebiet einer qualifizierten Reisereportage zu wagen, ist ein großes Anliegen der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten. Der Förderpreis von 1.500 Euro geht für das Wettbewerbsjahr 2003 an den Redakteur der „Financial Times Deutschland“, Tillmann Prüfer. Er konnte die Jury durch eine humorvolle, sprachlich brillante Beschreibung eines mutigen Selbstversuchs in den Wellness-Abteilungen mancher einschlägiger Hotels überzeugen.

Nach Beendigung des Wettbewerbs wurde die Anonymisierung der Teilnehmer aufgehoben. Ergebnis: Junge Autoren waren überproportional im Finale vertreten. Ihre Arbeiten gefielen durch ungewöhnliche Ansätze, eine frische, manchmal durchaus etwas schnoddrige Sprache und oft auch durch eine gesunde Portion Frechheit, typische Traumdestinationen in Frage zu stellen. Bei den Redaktionen konnten sich im Finale vor allem die durchsetzen, die sich seit Jahren durch eine intensive Autorenbetreuung auszeichnen. Die Professionalisierung der Reisedredaktion mit ihrer interdisziplinären Öffnung zu

Foto: map

anderen Ressorts wird sich nach Meinung der Columbus-Jury weiter fortsetzen.

Die Preise werden während der ITB in Berlin vergeben, am Montag, 15. März, um 14 Uhr im Dachgarten des ICC. Die Arbeiten der Finalteilnehmer werden auf der Website der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten ([www.vdrj.org](http://www.vdrj.org)) dokumentiert. jd

## Columbus-Sieger in der Kategorie „JUNGER AUTOR“

### Fühl! Dich! Wohl!

Sobald es herbstlich ungemütlich wird, wandelt sich Deutschland zur Kuschelesellschaft und strebt in Wellness-Anstalten nach der totalen Entspannung. Müssen denn da alle mitmachen? Aber ja doch. Ein Selbstversuch.

Von Tillmann Prüfer

Wie fühlen Sie sich? Ist die Farbe des Papiers schön für Sie? Und die Schriftgröße, ist die gut so? Finden Sie die Zeitung wohl temperiert? Das Wichtigste für mich ist, dass Sie ein angenehmes Lese-Erlebnis haben, dass Sie sich entspannen. So wie ich. Ich habe eine Algenpackung, eine Schlickpackung, ein orientalisches Bad, ein Rhassoulbad, ein Massagebad, zwei Ganzkörpermassagen und eine Gesichtsbildung hinter mir. Nun bin ich unendlich relaxed, meine Gedanken sickern wie warmes Sesamöl. Das Herz schlägt in Zeitlupe, ich habe kaum noch Lebensfunktionen.

Ich brauche auch dringend etwas Entspannung. Denn lange zu leben habe ich nicht mehr. Nicht ein die Hand auf die Schulter legenden Arzt hat mir das eröffnet, sondern „Age-Scan“: Ein reichlich uncharmanter Computer, dazu gebaut, das biologische Alter von ahnungslosen Probanden zu schätzen. Age-Scan steht mitten im Gewühl des Wellness-Kongresses „Body-Life“ in Neuss. Der Kasten sieht aus, wie man sich in den 70ern einen Computer der Jahrtausendwende vorgestellt hat: Ein klobiger Blechklotz mit dicken Antennen oben drauf. „Das sind keine Antennen, das sind Body-Sensoren“, sagt ein Herr mit grauem „Ich-bin-Chefarzt“-Schnauzer, sonorer „Natürlich-bin-ich-Chefarzt“-Stimme und weißem „Ja-doch-ich-bin-Chefarzt“-Kittel. Der Arzt bedeutet mir, die Age-Scan-Sensoren zu betatschen, zu beblasen, zu quetschen. Dann rechnet Age-Scan und bescheidet mir ein biologisches Alter von 58 Jahren (was mein chronologisches Alter um 29 Zähler übertrifft). Details? Mein Händedruck ist der eines 90-Jährigen, ich puste, als wäre ich 67.

Den Kittelmann scheint das nicht zu überraschen. Er dreht noch mehr Bass in seine Stimme: „Das ist Stress, aber da können Sie was tun. Ein paar Tage Wellness ...“ Zufällig weiß er auch eine tolle Klinik für mich. Doch ich wanke als lebender Toter davon.

Ich habe also die Wahl, Wellness oder Tod. Angeblich tauchte der Begriff „wealnesse“ schon im 17. Jahrhundert im Englischen auf. Heute weiß im angelsächsischen Raum jedoch niemand, was „Wellness“ ist. Es ist ein ebenso deutscher Begriff wie Handy. Und längst etwas, was Zukunftsforscher als „Megatrend“ bezeichnen. Der Umsatz der Branche wird auf 20 Mrd. Euro geschätzt. Vordenker Matthias Horx sieht uns schon auf dem Weg zur „Wellness-Gesellschaft“.

Wellness kann dabei alles bedeuten, was nicht krank macht. Stattete die Haarartikel-Firma Wella früher ihre Frisörsalons mit Haartrocknern aus, sind es nun Haarsaunen. Der Lebensmittelkonzern Nestlé, der noch vor wenigen Jahren versuchte, Gen-Food auf dem Süßigkeitenmarkt zu etablieren, glänzt nun mit Wellness-Riegeln. Der Strumpfhersteller Elbeo hat eine Wellness-Socke auf den Markt gebracht. Bei den Touristikveranstaltern haben die Wellness-Urlaube im vergangenen Jahr um 140 Prozent zugelegt. Es geht noch weiter, wenn man dem Unternehmensberater Jörg Hidding glaubt, der findet, dass das „ganzheitliche Erlebnis des Duschens“ noch gar nicht für den Markt entdeckt ist. Demnächst wird also auch das heimische Badezimmer eine Wellness-Zone.

Soll mir recht sein, ich bin reif für das alles: Mehr als 2,5 Millionen deutsche Männer planen in den nächsten Jahren einen Wellness-Aufenthalt, sagt das Kieler Institut für Tourismus- und Bäderforschung in Europa (NIT). Die können nicht alle irren, also mache ich mit. Ich checke im Hotel Sternhagen in Cuxhaven ein. Es ist eines von zwei Häusern in Deutschland, die sich „Thalasso-Therapiezentrum“ nennen dürfen, dank einer Badelandschaft, in der authentisches Nordseewasser sprudelt. Das Haus hat nur 49 Zimmer, um die sich mehr als 70 Angestellte bemühen. Das Restaurant funkelt mit einem Michelin-Stern, die Salatdeko auf den Tellern weckt den Eindruck, es würden Floristen in der Küche beschäftigt. Ständig fragt jemand nach, ob man noch einen Wunsch hat. Man ist bemüht, sich etwas auszudenken, nur um das Personal nicht zu enttäuschen.

„Wenn Sie hier rauskommen“, sagt Hoteldirektor Marc Cantauw, „sind Sie zehn Jahre jünger.“ Cantauw selbst sieht wie der lebende Beweis aus, dass es funktioniert. Er ist 32 Jahre alt, hat Schultern wie ein Bergmassiv, aber eine Haut, zarter als die, die ich hatte, als ich aus dem Uterus geworfen wurde. Auch der Hotelchef redet vom Uterus. Thalasso bedeute so viel wie „Heilen durch das Meer“. Eine Lehre, die schon die Griechen kannten. Mensch und Meer haben nämlich viel gemeinsam. Blutplasma enthalte Salz. Tränenflüssigkeit sei salzig. „Und worin schwimmt der Säugling? In salzigem Fruchtwasser“.

Die meisten Gäste sind Geschäftsleute. Die Hotellobby ist leicht überheizt, aber das ist besser so, sonst würden alle die Vorstände und Seniorchefs in ihren Bademänteln frösteln. Alle tragen Frottee-Roben. Sie machen aus dem härtesten Unternehmer einen Kuschemönch. Viele machen hier Urlaub mit ihren Familien. Andere kommen ein paar Tage, wie der Aufsichtsratschef einer süddeutschen Aktiengesellschaft. In wenigen Tagen hat er Hauptversammlung - und die verspricht so angenehm zu werden wie eine Blutegelkur. Er selbst war Gründer der Firma. Bevor er sich in den Aufsichtsrat abgesetzt hat, hatte er seine Anteile zu Bargeld gemacht. Dazu werden



ihm die Aktionäre viele bittere Fragen stellen. „Und bis dahin will ich innerlich runterkommen.“ Davor war er schon zur Ayurveda-Kur, „schweineteuer“, pafft er seinen Zigarrenrauch in die Luft, „aber die Wirkung ist 100-prozentig“, mit Sesamöl wird man da gesalbt, „und nach wenigen Minuten ist es schon im Blut nachweisbar“.

Unter dem Bademantel tragen Well-Menschen gerne einen Zellstoff-Slip. Der sieht aus wie ein Mundschutz für Geschlechtsorgane und ist unerlässlich, wenn man ausgebreitet auf einem Massagetisch liegt. So wie ich jetzt. Ich warte auf meine „Anwendung“, ich warte auf Thalasso-Therapeutin Irina. Ich erblicke mich im Spiegel, wie aufgebahrt sehe ich aus. Eine bleiche Leiche auf dem Obduktionstisch. Ich wäre nicht überrascht, würde gleich jemand kommen, um mir die verschlackten Organe aus dem Torso zu schneiden. Irina hat gesagt, ich solle ihr Bescheid



Jung und talentiert: Tillmann Prüfer

geben, wenn ich in Position liege. Ich rufe dünn, „wir können jetzt anfangen“. Mit was auch immer. Ich kann nicht mehr tun, als mich zu entspannen. Irina zeigt mir eine Schüssel mit Schlamm, der riecht wie das Meer, wenn tote Fische darin schwimmen. Irina sagt, es seien Algen aus der Bretagne, manchmal rächen sie eher grün, dann röhen sie auch anders. Jährlich schmieren die Therapeuten 2,5 Tonnen Algen und Schlick auf die Gäste des Hotels Sternhagen. Nun auch auf mich. Es wird warm auf der Haut, dann umwickelt Irina mich mit einer Heizdecke und lässt mich alleine.

Plötzlich ist alles ganz einfach. Möge die Welt sich bewegen, ich kann es nicht. Mein Handy könnte klingeln, ich kann nicht drangehen, mir ist warm. Ein Krieg könnte ausbrechen, ich brauche ihn nicht verhindern, kann mich ja nicht bewegen. Ich könnte aufs Klo müssen, egal, warm ist mir ohnehin. Ich werde schläfrig, spüre, wie die Alge in mich eindringt, meine Haut verschwimmt mit dem Plankton, meine Gedanken lösen sich im Glibber auf, ich denke wie ein Einzeller, blubber und gäre vor mich hin, es ist wunderbar. Irina wird kommen, die Wärmedecke lösen und ich werde als braune Pampe auseinander fließen, Irina wird mich ins Meer schütten. Aus dem Meer kommen wir, sagt Direktor Cantauw. Und ins Meer sollen wir wieder gehen. Später lese ich die „Tipps zur Steigerung Ihres allgemeinen Wohlbefindens“, die auf dem Zimmer ausliegen. Hauptsächlich ist darin die Rede von: „Abschalten“, „Schönheitsschlaf“, „eine Ruhepause einlegen“. Und wer nur ein Wochenende mit Thalasso-Therapie verbringe, solle darauf achten, bald wieder zu kommen. Ich verstehe: Therapie ist nichts für Kranke. Therapie ist was fürs Leben.

Ich mache weiter, möge der letzte Rest Stress aus mir herausmassiert werden. Am besten beim „Anti-Stress-Programm“ für Manager, wie es das Vitalia-Seehotel in Bad Segeberg anbietet. Zunächst bekomme ich dort ein „schönes Dampfbad“, wie Agnes, Anti-Stress-Kraft des Hotels, mir

sagt. „Ist es denn angenehm so?“, fragt sie mich, als ich in der Bedampfungskammer sitze. „Ja, angenehm“, versichere ich. Der Raum ist kuschelschummrig beleuchtet, in den Ecken liegen abgeschnittene Rosenköpfe. Von der Decke tropfen Panflöten-Klänge. Sie wechseln mit Meeresrauschen (plus Mövengequiecke) und einer Chill-out-Version von „Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann in unserem Kreis herum“. Nach dem Dampfbad freut sich Agnes, wie entspannt ich aussehe, fragt: „War es angenehm?“ „Ja, angenehm“, antworte ich. Sie macht mir eine „schöne Seifenbürstenmassage“. Dann salbt sie mich mit einem „schönen Öl“ von irgendeiner karibischen Pflanze. Sie fragt, ob es angenehm ist. „Ja, angenehm“, bestätige ich. Schließlich steckt sie mich in einen schönen Whirlpool. Agnes reicht mir einen Buttermilchdrink. Das Wasser in der Wanne ist beleuchtet, es blubbert wie ein Eierkocher. Ich denke an die Anpreisungen in der Broschüre: „Fernöstliches Wohlgefühl“ wird dort versprochen. Und Hektik habe „keine Chance“ beim „Loslassen in der Aromawanne“. Aus Versehen lasse ich die Orangenscheibe los, mit der das Glas garniert war. Sie platscht ins Wasser, im Gebrodel finde ich sie nicht wieder, fische hektisch darin herum, plötzlich steht Agnes am Wannenrand und guckt besorgt. „Ja, sehr angenehm“, sage ich.

Draußen treffe ich ein Unternehmer-Ehepaar, sie betreiben in Hamburg eine Gebäudereinigungs-Firma. Gerade sind sie einem Rosenblütenbad entzogen, und ihm hängt noch ein Blütenblatt im Brusthaar. Die Wellness-Chefin des Hotels tänzelt herbei und fragt nach seinem Befinden. „Sehr angenehm war es“, nickt der Firmenchef. Dann fällt sein Blick auf den Boden: „Wer hat denn den ganzen Dreck hier reingetragen“. Schon ist er auf den Knien, befühlt die Oberfläche. „Aaah, poröser Naturstein. Da müssen wir mit gegenläufigen Spezialbürsten ran, sonst geht der Schmutz nie raus“, informiert er seine Gattin, die noch mit der Wellness-Dame plaudert, „und dann wird das Ganze versiegelt - fertig“. Er verspricht, dem Wellness-Hotel ein Angebot vorzulegen. Kurz darauf sehe ich, wie er bademantelig im Hotelgarten auf und ab schreitet und mit seiner Firma telefoniert. Als er auflegt, grient er keck wie ein biologisch 29-Jähriger. Und wirkt dabei unerhört entspannt.

Der Artikel ist erschienen in der *Financial Times Deutschland* am 19.09.2003.

**ITB 2004:**  
**Schrittweise zu nachhaltigem Tourismus**  
 Vor 20 Jahren trug die ITB mit der Halle "Anders reisen" das Thema Nachhaltigkeit erstmals in die Branche. Im letzten Jahr verhalf das Motto "Travel with sense" der "NaturErlebnishalle" auf der ITB zu einem bravourösen Start, 2004 stehen nun in Halle 7.2 "Großschutzprojekte und Wildnaturreserve" und auch nachhaltige Tourismusprojekte im Vordergrund. *we*

Fotos: privat (2)

## Columbus-Sieger in der Kategorie „KURZBEITRÄGE“ Irgendwo in Afrika

Urlaub an der »Wild Coast« –  
 Wo Südafrikas schwarzes Herz schlägt

von Harald Stutte

Irgendwo in Afrika weiß Mama Silvia Mashange nicht mehr, wo ihr der Kopf steht. Die 58-Jährige erwartet Gäste aus dem fernen Europa. Seit dem Morgen herrscht im Fünf-Hütten-Dorf Mphahlane so etwas wie Ausnahmezustand, und es gibt noch so viel zu tun: Amadumbe (Yams, eine Knollenfrucht), Batata (Süßkartoffel), Amazambane (gewöhnliche Kartoffeln) sind zuzubereiten. Dazu gibt es Hähnchen und Mielie-Pap. Letzteres ist so etwas wie das Nationalgericht Südafrikas. Ein Maisbrei als kulinarischer Kitt, der die „Rainbow-Nation“ zwischen Kapstadt und Krüger-Nationalpark verbindet.

Silvia Mashange treibt Nomveliso und Nomfundiso, zwei junge Frauen aus dem benachbarten Dorf, die ihr bei der Arbeit helfen, zur Eile an. Die Fremden sollen sehr pünktlich sein, hat man ihr gesagt. Für Silvia Mashange und ihren Mann Christopher (62) steht viel auf dem Spiel. Künftig sind sie Teil des „Amadiba-Trails“, einem Touristik-Projekt, das hier an der Wild Coast Dörfer für Urlauber öffnet.

Die Wild Coast am Indischen Ozean, das ist die wohl malerischste Küste in einem von Traum-Stränden geradezu verwöhnten Land. Und es ist das schöne Gesicht einer der ärmsten Regionen Südafrikas, gelegen im früheren Homeland Transkei, nördlich von East London. Die Region, Heimat von Ex-Präsident Nelson Mandela und fast ausschließlich von schwarzen Südafrikanern besiedelt, wurde 1975 als erstes von später vier künstlichen Staatsgebilden – Homelands genannt – in eine ungewisse Scheinunabhängigkeit entlassen. Das Apartheid-Regime wollte sich so aus der sozialen Verantwortung für Teile seiner schwarzen Bevölkerung stehlen.

Doch das ist lange her. In seinem zehnten Jahr hat das neue Südafrika den Tourismus als Chance entdeckt, unterentwickelte Provinzen wie Eastern Cape – zu ihr gehört die Wild Coast – wirtschaftlich aufzupeppen. Unterentwicklung kann auch eine Chance sein: Nämlich dann, wenn eine intakte Natur, Traumstrände und unverfälschte afrikanische Lebensart Besucher anziehen sollen. Die EU fand das Projekt überzeugend und fördert den Amadiba Trail.

Irgendwo in Afrika versteht Silvia Mashange nicht so recht, warum diese Deutschen ausgerechnet im Dorf Mphahlane wohnen möchten, wo es doch überall moderne Ferienanlagen gibt. Dass sie im Paradies lebt, ahnte sie zwar schon immer. Aber dass die Weißen freiwillig auf Strom und fließend Wasser verzichten, sich zu viert eine Rundhütte teilen, sich mit Busch-Toiletten und Eimer-Duschen begnügen, verwundert sie dann doch.

Dafür liefert Christopher die Erklärung: „Die Weißen leben in einer stressigen, lauten, lichtüberfluteten Welt, die krank macht.“ Er muss es wissen, Großstädte wie Johannesburg kennt er nur zu gut. Bis 1968 schuftete er dort in einer Goldmine – für 30 Cent am Tag, dem heutigen Gegenwert von fünf Euro. Nur einmal im Jahr nahm er die 500 Kilometer weite Heimreise auf sich, zu Fuß und per Bus. „Früher bin ich in ihre Städte gefahren, habe für sie gearbeitet. Heute kommen Weiße als Touristen in mein Dorf.“ Für Christopher ist das eine Form Wiedergutmachung, eine Art ausgleichende Gerechtigkeit. Und es spiegelt auch die veränderten Koordinaten im neuen Südafrika wider: Nicht mehr nur die europäisch geprägte „Diva“ Kapstadt dominiert das touristische Bild, Südafrikas afrikanisches Herz schlägt selbstbewusster.

Irgendwo in Afrika besprenkelt Silvia mit einem nassen Reigibesen den Steinfußboden der Gästehütten. Das vertreibt die Tokoloshe – kleine fiese Geister, an die man in Afrika überall glaubt. Nomveliso und Nomfundiso, die beiden Küchenhilfen, haben ihre besten Kleider angezogen und sich schön gemacht. Unter einem Vordach, das sich an eine der Rundhütten anschließt, stehen sie am offenen Holzfeuer, auf dem ein großer, dampfender Topf steht. Das ist die Küche des Dorfes. Stets ist die Luft vom beißenden Qualm brennenden Holzes erfüllt. Das Wasser haben die Frauen im Morgengrauen von der Quelle des nahen Mtentufusses geholt. Alles wird hier zu Fuß erledigt – ob Schulweg (7 km) oder Einkauf in der Stadt (8 km). Auch Gäste,

die das Dorf erreichen wollen, müssen sich von Port Edward aus auf den etwa acht Kilometer langen Fußmarsch begeben.

Irgendwo in Afrika schleppt sich eine müde Gruppe deutscher Gäste schwer bepackt ins nächtliche Dorf Mphahlane – viel später als angekündigt, treffen sie ein. Christopher, das Familienoberhaupt, begrüßt sie. Im etwa 20 Quadratmeter großen Wohnraum des Hauptgebäudes haben die Frauen eine Tafel gedeckt, nur schwach vom Schein zweier Kerzen beleuchtet. Über die Schüsseln und Töpfe gelegte Netze halten aufdringliche Fliegen fern. Aus dem Nachbarzimmer beobachten neugierige Kinderaugen die fremden Menschen, die eine so seltsame Sprache sprechen. „Enkosi“

(Danke), „Kunjani“ (Wie geht es dir?), „Nisale kakuhle“ (Auf Wiedersehen) – die Gäste lernen, während sie bewirtet werden, ihre ersten Brocken Xhosa. Gesprochen wird die meistgebräuchliche afrikanische Sprache des Landes auch von den Angehörigen des Amampondo-Stammes im kleinen Dorf Mphahlane – das irgendwo in Afrika liegt.

Der Artikel ist erschienen in der *Hamburger Morgenpost* am 21.5.2003.



Harald Stutte

## Columbus-Finalist in der Kategorie „KURZBEITRÄGE“

### Hier picknickt nicht!

Zehn Gebote, wie man sich Venedig zu nähern hat

von Dirk Schümer

Seit dieser Woche mahnen - in den vier Weltsprachen Italienisch, Englisch, Französisch und Deutsch - große Schilder rund um den Markusplatz Besucher zu angemessenem Verhalten. Diese "Zehn Gebote für Touristen" hat die Stadtverwaltung erlassen und verkündet, weil man in der Stadt - wie auch an anderen Brennpunkten wie Florenz oder Capri - der optischen Umweltverschmutzung, dem schleichenden Vandalismus und der Totalblockade erhabener historischer Sehenswürdigkeiten durch den Massen- und Billigtourismus nicht länger tatenlos zuschauen möchte.

Vor allem im Sommer sind es die Tagesbesucher von den Stränden der Adria oder von den Seen Oberitaliens, die wie einst Goten und Hunnen über die wehrlosen norditalienischen Kunststädte herfallen und eine Spur der Verwüstung hinterlassen. Vor allem Venedig, das einst als uneinnehmbares Inselbollwerk gegen die Barbaren gegründet wurde, kann sich seit der Errichtung des Festlandsdamms nicht mehr der Invasion erwehren. Nachdem die Erhebung einer happigen Bus- und Gruppenbootgebühr zu keiner nennenswerten Entlastung geführt hat und der Wunsch, alle Venedigbesucher einer kurzen Prüfung in Comment und zivilisiertem Verhalten zu unterziehen, nicht praktikabel ist, hat man den edukativen Weg gewählt.

Man setzt - vielleicht gar zu optimistisch - auf Vernunft und Einsicht bei den Invasoren. Erziehung und Appell, so Venedigs Bürgermeister Costa, kommen aber zuerst; erst später sollen dann für die lästigsten Delikte Strafzettel von fünfzig Euro fällig werden. Vor allem deutsche Strand- und Durchreisetouristen, deren ramponiertes Ansehen ja durch die jüngsten politischen Friktionen zwischen Rom und Berlin auf die Tagesordnung geriet, haben nun einen Benimmkodex an der Hand, nach dem sie sich richten können - wenn sie denn lesen können.

Im folgenden erläutert ein Bewohner von Venedigs Altstadt den Dekalog.

#### I. Gebot

**Du sollst in den Gassen rechts, im Gänsemarsch und vor allem zügig gehen!**

Wer schon den Fehler begangen hat, in großer Gruppe nach Venedig vorzudringen, wird feststellen, daß diese Stadt für Horden und Pulks nicht erbaut worden ist. Die Einheimischen haben es leider auch in Jahrhunderten des Massentourismus nicht gelernt, in Hauswänden zu verschwinden, wenn ihnen

in Dreierreihen breitbrüstige Pauschalreisende entgegenwalzen, ohne auch nur ein Jota Platz freizugeben. Wer sich aber in enger Gasse hinter so einer Gruppe befindet, muß zwangsläufig jeden Halt am Schaufenster, jeden offenen Schnürsenkel, jedes Ermüdungswanken einer Hundertergruppe miterdulden. Im Gewirr der Gassen gilt die Faustregel: Weitergehen, es gibt nichts zu sehen!

#### II. Gebot

**Du sollst nicht müllen!**

Wenn Sie es sich schon nicht verkneifen konnten, Getränkeflaschen, Schokoriegel oder Butterbrotpapier in die sensible Zone zu schmuggeln, sollten Sie es wenigstens unterlassen, Ihre Relikte auf Fensterbänken, bei Kiosken oder einfach an der nächsten Ecke hinter sich zu werfen. Müllvermeidung ist nicht nur im Regenwald oder im deutschen Mittelgebirge erste Bürgerpflicht.

#### III. Gebot

**Du sollst nicht in der Lagune baden!**

Sei es auch noch so heiß und schwül - wir sind hier nicht im Spaßbad, sondern in einer seit anderthalbtausend Jahren bewohnten Sakralzone. Auch Fellinis "Dolce vita" mit Anita Ekbergs Bad im Brunnen gilt nicht zur Nachahmung für jedermann. Sie sind schließlich nicht Marcello Mastroianni. Sollte Sie trotzdem der Wunsch nach einem Kopfsprung überkommen, bedenken Sie: Es gibt über weite Strecken keine Kanalisation in Venedig!

#### IV. Gebot

**Du sollst deinen Rucksack im Gedränge abnehmen!**

Wer aus Gegenden kommt, in die sich Tramper nicht einmal verirren, kennt kaum das bittere Gefühl, täglich im öffentlichen Nahverkehr von sperrigen Taschen aller Art eins gewischt zu bekommen. Etwa wenn sich der erfreute Träger den Weg zum nächsten Aussichtspunkt bahnt oder einfach nur bückt. Vorsicht: Hinterteil schwenkt aus!

#### V. Gebot

**Du sollst nicht in Badekleidung herumlaufen!**

Eine historische Siedlung wie Venedig ist, auch wenn Sie es nicht besser wahrnehmen, kein Vergnügungspark. Hier wohnen und arbeiten Menschen. Vor allem in Kirchen dürfen Sie nicht in Shorts und Bikini herein. Aber auch auf der Gasse wirken Sie, noch so gebräunt und durchtrainiert, in Unterwäsche und Badeschlappen nur lächerlich. Immer dran denken: Sie befinden sich hier nicht daheim vor dem Fernseher. Und Sie sind nicht mehr drei Jahre alt.

#### VI. Gebot

**Du sollst nicht auf Brücken herumsitzen!**

Sie sind müde, Sie warten auf Ihr Boot oder die Reiseleitung, die Treppen einer Brücke laden zur Rast. Hier ist aber eine Straße, die Sie - allzu gerne in breiter Reihe - dreist blockieren. Wundern Sie sich darum nicht, wenn Sie von den Durcheilenden hin und wieder einen Tritt in den Rücken oder vors Knie abkriegen.

#### VII. Gebot

**Du sollst nicht picknicken!**

Gut, Sie wurden in Deutschland zu Sparsamkeit und Askese erzogen; Sie halten nichts vom Essen am Tisch mit Messer und Gabel; Sie speisen gerne auf dem Boden. Das ist Ihr persönliches Problem. Aber für solche primitiven Gelüste gibt es begrünte Naherholungsgebiete gleich vor Ihrer Haustür. Oder wollen Sie aus Ihrem Fenster in Echterdingen oder Osnabrück schauen und einem Grüppchen Venezianer beim Vespere in Ihrem Vorgarten zuschauen?

#### VIII. Gebot

**Du sollst keine Tauben füttern!**

Es ist schlimm genug, daß eine Gruppe von Lobbyisten immer noch Mais für die Ratten der Lüfte verkaufen darf und damit der Verätzung unersetzlicher Kunstwerke Vorschub leistet. Sehen Sie nicht, wie die armen Tiere an Überbevölkerung, Hitze und Parasiten leiden? Ist es auf dem Markusplatz nicht schon voll genug? Tun Sie ein gutes Werk und helfen Sie mit, daß die Tauben in Venedig auf die Rote Liste kommen. Außerdem übertragen die Tiere Salmonellen.

#### IX. Gebot

**Du sollst gastronomische Betriebe nicht als öffentliche Toilette mißbrauchen!**

Zwar haben Sie sich vorgenommen, keinen Cent in dieser teuren Stadt auszugeben. Aber welche Gegenleistung bekommt der Wirt, der rudelweise deutsche Strandurlauber seine Klos verschmutzen, sein Wasser verbrauchen läßt? Die Zeiten, da man in Venedig Exkremente als begehrten Dünger an die Bauern der umliegenden Inseln verkaufen konnte, liegen dreihundert Jahre zurück.

#### X. Gebot

**Du sollst nicht infantil werden!**

Auch wenn der Ausnahmezustand eines Venedigbesuchs Ihnen Schwindel erregt, müssen Sie sich nicht wie ein Idiot eine bunte Narrenkappe mit Schellen aus Filz aufs Haupt setzen. Sie müssen auch nicht kindisch mit einem quiekenden Teddybären oder einem knatternden Scharfschützenspielzeug durch Gassen ziehen, wo weniger abgebrühte Menschen arbeiten oder schlafen. Ruhe und persönliche Würde machen auch hier das Zusammenleben erst erträglich.

*Der Artikel ist erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 03.08.2003.*

## Columbus-Finalist in der ,Kategorie „KURZBEITRÄGE“

### Der Frühaufsteher

von Michael Althen

Kein Zweifel, der Mensch ist lernfähig: Seit einiger Zeit bleibt er tatsächlich angeschnallt, bis wir die endgültige Parkposition erreicht haben. Aber kaum sind alle doors in park, geht es klackediklackediklack. Das ist die Erkennungsmelodie des Frühaufstehers. Reißt den Gurt ab, schießt hoch, öffnet das overhead compartment, wird unter einer Flut von Mänteln begraben, rappelt sich wieder auf und stellt sich brav unter all die anderen, die offenbar gerne Schlange stehen. Und wenn sich die Ziehharmonika von Ungeduldigen entfaltet hat, darf noch mal am Gepäckband gewartet werden.

Das nennt man dann eine gerechte Strafe. Da stehen sie dann vor der Öffnung, wo die Koffer herauspurzeln, um sich ihrem Gepäck zum frühestmöglichen Zeitpunkt in den Weg zu werfen. Das sind Menschen, die allen Ernstes glauben, sie seien ausgerechnet auf Reisen Herren ihres eigenen Schicksals, könnten sich dem gemächlichen Lauf der Dinge durch Eigeninitiative entziehen. Klackediklackediklack.

Wofür? Um dann zu erfahren, daß der Koffer in einem anderen Flugzeug unterwegs ist? Um festzustellen, daß der Abholer bei der Parkplatzsuche verlorengegangen ist? Um eine S-Bahn früher zu erreichen? Herzlichen Glückwunsch! Nun muß man sagen, daß es einige gute Gründe für den Wunsch gibt, der an sich unnatürlichen Daseinsform des Flugreisenden schnellstmöglich zu entkommen. Es läßt sich nicht leugnen, daß man nach einstündigem Aufenthalt auf der Startbahn oder Kreisen über dem Zielflughafen nach der Landung das dringende Bedürfnis verspürt, sich den Weg nach draußen schon auf dem Rollfeld freizuschießen.

Aber darum geht es dem Frühaufsteher ja gar nicht. Statt dessen wechselt er nur von einem unwürdigen Zustand in den nächsten - denn ob nun die Ölsardine waagerecht oder senkrecht in ihrer Blechbüchse liegt, ändert an ihrer Existenz als Ölsardine rein gar nichts. Sie waren die ersten beim Einchecken, die ersten am Gate - also sind sie auch die ersten bei der Landung. Und wehe, es nehmen nicht alle sofort ihre gottgegebene Position in der Warteschlange ein, dann wird ungeduldig geschnauft, bis sie sich vom Fensterplatz aus über die Sitznachbarn mit einem Finger zum Gepäckfach durchschlängeln, um nach dem Jackett zu angeln oder sich mehrere Plastikrüten reichen zu lassen, während bereits das Handy klingelt. Das ist sozusagen das Kamasutra des Frühaufstehers, das Erfüllung verspricht, wenn man es schafft, eine Viertelstunde lang den Kopf zwischen Schulter und Belüftungsdüse zu klemmen. Wenn man jedoch sitzen bleibt, ohne sich nach Reißverschlußsystem in die Aussteigeschlange zu reihen, wird man angesehen, als sei man nicht zurechnungsfähig, und muß aufpassen, daß keiner die Stewardess ruft, um nach dem Rechten zu sehen.

Dabei ist dies der einzige Moment, in dem man wirklich sein eigener Herr ist. Wenn die Stewardessen anfangen, unge-

duldig zu blicken, und man die Reihen leerer Sitze abschreiten kann wie ein König sein Reich. Und es gibt keine größere Genugtuung, als am Gepäckband dann den Sitznachbarn wiederzutreffen, der seit zehn Minuten neben seinem Wagen steht und in den Schlund des Förderbandes stiert. Auf Reisen sind es schließlich die kleinen Siege, die zählen.

*Der Artikel ist erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 02.03.2003*

## Columbus-Sieger in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

# Königs Reichtum

Die Schatzkiste von Taufā'ahau Tupou IV. ist gut gefüllt. Mit 171 Inseln wie aus dem Buch der Schöpfung, ergebenen, aber heiteren Untertanen, gewinnorientierten Söhnen und Töchtern. Eine Annäherung an den Inselstaat Tonga und seine regierenden Hoheiten.

von Stefan Nink

So, da hinten kommt sie, das muss sie sein, der Konsul nestelt ganz nervös an seiner Bastmatte, und die tratschenden Frauen hinter uns verstummen. Überhaupt scheint soeben irgendwer ganz Tonga den Ton abgedreht zu haben. Es ist still, ganz still, die Vögel in den Kasuarinen sind still und die Ferkel drüben in den Beeten auch, und über die Stirn des Konsuls läuft ein Schweißstropfen. Lächelt sie? Sie lächelt nicht, die Prinzessin, „The Honorable Alaileula Tuku'aho Alaileula Poutasi Jungblut“, aber das müssten wir nicht auswendig lernen, hat der Konsul beteuert, „Her Royal Highness“ genüge für die Schwiegertochter von König Taufā'ahau Tupou IV. vollauf.

Her Royal Highness kommt auf uns zu wie eine gewaltige Himbeere. Sie trägt eine Art fruchtfarbenen Sari, der im Verbund mit den hochhackigen Sandaletten offensichtlich nur winzige Trippelschritte gestattet. Immerhin lässt uns das ein paar Sekunden zum Nachdenken: Was jetzt? Hand ausstrecken? Erstarren? Bückling?

Nicht, dass wir nicht genug Zeit gehabt hätten, uns auf diesen Moment vorzubereiten: Wir warten seit zwei Wochen auf diesen Augenblick. Eigentlich wollten wir mit seiner Exzellenz sprechen, dem König von Tonga. Den kennt man ja noch von seinen Deutschlandbesuchen, dicker Kumpel von Kohl, wahrscheinlich der einzige Staatsgast, der neben dem damaligen Kanzler nicht völlig verschwand. Allein – der König war unpässlich. Gesundheitlich angeschlagen, hieß es. Zu beschäftigt, sagte man. Möglicherweise einfach auch nur zu lustlos, vermuteten wir.

Zwei Wochen lang hatten wir in Tongas Hauptstadt Nuku'alofa Klinken geputzt. Waren die hochoffiziellen diplomatischen Wege gegangen, hatten mit Hofschranzen verhandelt, Bittsteller-Schreiben eingereicht und Emissäre Richtung Palast geschickt. Alles ohne Erfolg. Irgendwann hatte man dann ein Einsehen. Und vermittelte uns also diese Audienz mit Prinz Ma'atus Gattin. „Ula for you!“, ruft The Honorable Alaileula Tuku'aho Alaileula Poutasi Jungblut zur Begrüßung. Der Konsul zieht eine Braue nach oben.

Ula trippelt voran ins Büro, wir folgen im Tross. Sie rafft das Himbeergewand zusammen, setzt sich und holt einen Zettel aus einer Tasche zwischen den Stofffalten hervor. Auf dem steht alles, was sie den Besuchern mitzuteilen gedenkt. Zum Beispiel, dass sie sich über jeden Touristen freue: „Wir brauchen nicht so viele wie Tahiti, aber ein paar mehr wären schon gut.“ Und dass wir uns bitte nicht über das „Jungblut“ wundern sollten,

das da am Ende ihres Namens klebe, deutsche Vorfahren; jaja, das sei ja gar nicht so selten in diesem Teil der Südsee.

Dazu muss man wissen, dass Deutschland und Tonga schon einiges verband, bevor der König auswanderungsfreudige Bundesbürger 1979 einlud, doch in sein Inselreich zu immigrieren. Bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich hier deutsche Handelsleute und Kaufmannsfamilien niedergelassen. Damals war das Archipel übrigens noch nicht allzu lange auf den europäischen Seekarten verzeichnet: Captain Cook hatte die Eilande erst 1773 kartografiert.

Im Nachhinein darf man sich heute so ein bisschen wundern, dass diese Welt damals überhaupt entdeckt wurde. Das Königreich Tonga besteht zu 99,8 Prozent aus Wasser. In vier Grüppchen liegen seine 171 Inseln auf einer Gesamtlandfläche von 750 Quadratkilometern, der Fläche Hamburgs, verteilt im Südpazifik, gleich hinter der Datumsgrenze, wo jeder neue Tag zuerst beginnt. Die meisten Inseln lugen nur wenige Meter aus dem Meer hervor, und wer wie die Südsee-Pioniere mit dem Schiff unterwegs ist, sieht von ihnen nichts als gerade mal ein paar Kokospalmen über den gekräuselten Schaumkronen.

108 000 Tongaer bevölkern dieses Inselreich, und 30 000 von ihnen leben in Nuku'alofa. Das ist die Hauptstadt auf der Hauptinsel Tongatapu, hier kommen Besucher zwangsläufig an, hier sind sie ebenso zwangsläufig ein bisschen entsetzt: Das soll die Südsee sein? Die Innenstadt besteht aus sturmgebeutelten Holzhäusern mit aufgemalten Werbeslogans, wirren Stromleitungen und vielen lauten Fahrzeugen, sehr vielen Fahrzeugen. Überall diese Minibusse, rostige Autos kriechen wie arthritische Schildkröten über die Straßen, mit Schrottteilen beladene Trucks geben beim Zurücksetzen quäkende Weihnachtsmelodien von sich.

Zum Glück sind da aber auch noch die Tongaer. Und das sind ganz Nette! Lachen einem entgegen, strahlen einen an und haben die Ruhe weg, wie sie da so die Straßen entlangschlendern, eingewickelt in ihre Ta'ovala. Das ist die Landestracht, eine Art Bastmatte, die von Herren wie Damen getragen wird. Ta'ovalas gibt es in den verschiedensten Ausführungen. Die elegantesten sehen aus wie anschniegsame Kummerbunde. Die rustikalen erinnern an Kartoffelsäcke.

Jetzt aber erst mal eine Inselerkundung. Ein Blick auf die Karte, aha, eine Uferstraße gibt es, einmal rundum bis in die letzten Zipfel. Und kleine Verbindungsstraßen, über die man seine Inselrunde abkürzen kann. Sobald man unterwegs ist, stellt man fest, dass man ständig durch Dörfer fährt: Tongatapu ist beinahe flächendeckend besiedelt. Zwischendrin gibt es kein Fleckchen ohne Kürbisse, Bananen, Vanille, Yams, Taro, Kassawa, Tomaten und natürlich Kokospalmen – davon haben sie hier wirklich genug.

Fallende Kokosnüsse sind daher auch so ziemlich die einzige Gefahrenquelle für Besucher, ansonsten gibt es kaum etwas, was

einem den Urlaub vermiesen könnte. Keine giftigen Schlangen, Spinnen und ähnliches Getier, Malaria und Raubtiere auch nicht, und das größte Säugetier ist Sus Scrofa Domesticus, das Gemeine Hausschwein. Das läuft auf der ewigen Suche nach Fressbarem zu Hunderttausenden im Inselreich herum. Wenn er es gut mit ihm meint (beziehungsweise mit sich), füttert der Tongaer seine Schweine mit Kokosnüssen – das macht das Fleisch zart. Für einen der nächsten Sonntage, wenn nach dem Hochamt inselweit zwischen vier- und sechstausend im Erdofen zubereitete Ferkel verspeist werden.

Tongas Flugföcher sollen übrigens auch ganz allerliebste schmecken, der Verzehr ist aber für Otto Normaltongaer verboten – nur Mitglieder der Königsfamilie dürfen die fledermausartigen Flattermänner verspeisen, von denen der König einmal ein Pärchen aus Samoa geschenkt bekommen hat. Jetzt leben hier Tausende von ihnen, und wenn sie sich nicht gerade durch die Obstbäume fressen, hängen sie in Baumgruppen bei Kolovai ab und veranstalten ein Gezeter wie aufgebrauchte chinesische Fischweiber in einer Markthalle.

Zu den Flugföchern fällt der Prinzessin auch nicht viel ein, man sieht ihr an, dass die nicht auf ihrem Spickzettel stehen. Die Prinzessin kennt sich eher mit Konserven aus – schließlich managt sie einen Supermarkt. Tongas Prinzen und Prinzessinnen gelten alle als ausgesprochen geschäftstüchtig. Das Land mag bettelarm sein (wichtigste Einnahmequelle sind die Geldüberweisungen der Exil-Tongaer), seine herrschende Familie ist es nicht.

Prinzessin Pilolevu soll mit Kauf und Vermietung dreier Satelliten-Slots immerhin 25 Millionen US-Dollar verdient haben. Und ihr erstgeborener Bruder hat mit der Entwicklung des lokalen Handy-Netzes seine Ferkelchen ins Trockene gebracht. Nebenbei beschäftigt sich der 55-Jährige mit Mozart und japanischer Kunst, hat einen Roman über das zaristische Russland geschrieben und eine Filmdoku über Adler in der Mongolei gedreht. Als er dabei von einem Vogel angegriffen wurde, weil der die Pelzmütze des Prinzen für leichte Beute hielt, machte das im pazifischen Raum Schlagzeilen.

Aber haarsträubende Geschichten gibt es hier sowieso mehr, als sich Hollywoods Drehbuchschreiber ausdenken könnten. In eine Auswahl Schlagzeilen der letzten Jahre hätte zum Beispiel „Tonga will Altreifen zu Energie machen!“ gepasst oder „Iranische Ölreserven sollen in leer gepumpter Lagune lagern!“ oder „Hofnarr verschwindet mit 26 Millionen!“. Das war „J.D.“ Bogdanoff, ein windiger US-Investor, der sich erst zum Hofnarren des Königs küren ließ, dann die Millionen aus der Staatskasse in dubiose Aktienprojekte investierte und verschwand. Weder er noch die Dollars tauchten jemals wieder in Tonga auf. Woher das Geld ursprünglich kam? Aus dem Verkauf tongaischer Pässe, mit denen das Königreich unter anderen Imelda Marcos ausstattete.



Stefan Nink

Foto: Jochen Tack

### Neuer Reisejournalisten-Wettbewerb: Suche nach der „Blauen Blume“

„Blaue Blume“ nennt sich der erste Reisejournalisten-Wettbewerb, den 2004 erstmals eine deutsche Ferienregion ausschreibt. Der Tourismusverband Ostbayern will damit junge Journalisten zu einem kritisch-wohlwollenden Blick auf eine der bekanntesten Ferienregionen Bayerns anhalten. Das Thema heißt: „Ostbayern: Romantik - und was sonst noch?“ Eingeladen sind Journalisten, die nach dem 1. Januar 1969 geboren sind. Sie skizzieren bis zum 2. April ihr bevorzugtes Recherche-Thema und werden dann vom 18. bis 22. Juni zu einer Recherchewoche eingeladen. Den bis zum 15. Januar 2005 in deutschsprachigen Printmedien publizierten Beiträgen winkt die „Blaue Blume“, verbunden mit Barpreisen von 3000, 2000 und 1000 Euro. Weitere Infos: Tourismusverband Ostbayern, Ulrike Eberl-Walter, Luitpoldstr. 20, 93047 Regensburg, Telefon 0941/58539-12, Fax 58539-39, www.ostbayern-tourismus.de, E-Mail: eberl-walter@ostbayern-tourismus.de. *we*

### ITB 2004: Billig contra Pauschal

In Halle 7.1 b findet auch der diesjährige ITB Travel Technology Kongress statt. Hier treibt das ITB-Denglisch seine schönsten Blüten: „Low Cost und Dynamic Packaging contra Pauschalreise“ heißt das Thema des Kongresses. Die Mehrzahl der Aussteller ist jedoch in den Hallen 7.1 c, 6.1 und 8.1 c untergebracht. Ansprechpartner für die Presse ist wieder Petra Strelau für TMS (Tel. 030/44687123, E-Mail strelau@tmsmessen.de) und Juliane Gaebler für die Messe Berlin (Tel. 030/382126, E-Mail gaebler@messe-berlin.de). *we*

Zu all dem darf sich die Prinzessin natürlich nicht äußern: Fragen zu Staatsangelegenheiten sind, um es mit einem schönen polynesischen Wort zu sagen, tabu. Stattdessen lobt sie weitere Vorzüge des Königreiches: keine Nuklearwaffen, keine hässlichen Hochhäuser und auch keine gewaltbereiten Muslime! Jetzt windet sich der Konsul etwas auf seinem Stuhl, die Bastmatte raschelt. Die Prinzessin schaut unbeeindruckt auf ihren Zettel. Nun zu den touristischen Höhepunkten – bitte unbedingt ansehen: Vava'u, eine Inselgruppe im Norden. Schon dort gewesen? Die Prinzessin ist erfreut. Offensichtlich hat sie vergessen, dass wir schon etwas länger wartend im Lande weilen. Ist es nicht ganz bezaubernd dort? Wir nicken.

Wir freuen uns mit ihr. Wir schwärmen von Vava'us Inselwelt, dem verträumten Städtchen Neiafu und dem Port of Refuge, von dem man zu Inseln mit so schönen Namen wie Mala, Kapa, Oto und A'a hinaussegeln kann. Vom Wasser, das die Farbe von Hustenbonbons hat. Und vom Wind, der abends samten um die Häuser zieht, mit den Palmwedeln raschelt und den Frangipani-Blüten spielt. Die Prinzessin nickt wohlwollend. Sie scheint sehr zufrieden mit uns zu sein. Ein Blick auf den Zettel. „'Eua“, sagt sie, „wie war es auf 'Eua?“

Da muss man erst einmal hinkommen, nach 'Eua. Die Fähre scheint Baujahr 1900 oder früher zu sein, und als sie mit 120 Leuten plus 14 Baufahrzeugen und schätzungsweise 12 477 Kilo Altmetall beladen ist, liegt sie erschöpft im Wasser wie eine 1000-jährige Unke. Der Reiseführer beschreibt die folgende, rund zweistündige Überfahrt als „meist aufregend stürmisch“, was zumindest unsere Knie nach der Ankunft bestätigen können.

'Eua allerdings tröstet schnell über jegliche Gleichgewichtsstörungen hinweg. Wo Tongatapu und die meisten anderen Inseln des Archipels flach und besiedelt sind, ist 'Eua gebirgig und leer, voller Wälder und Klippen und Felsen, über denen Papageien kreischen. Es sieht so ein bisschen aus wie in Jurassic Park, dritter Teil: „The Lost World“. Irgendwann, wenn die Dinge gut laufen, könnte dieses 'Eua ein Trekking- und Kletterparadies werden, das Zeug dazu hat es, das sieht man schon jetzt. Bis dahin ist es eine Insel für Entdecker. Unten an den Klippen steht ein windzerzaustes Hotel. Es lehnt sich trotzig gegen die Sturmböen und sieht dabei aus, als warte es auf das Eintreffen des örtlichen Heimwerkerverbandes.

Überhaupt löst sich vieles in Tonga langsam auf. Die Tropenschwüle setzt den Holzfassaden zu, überall blättert Farbe, das Salzwasser frisst sich durch Karosserien und Vorgärten, und was resistent ist, bekommt dann mit ziemlicher Sicherheit einer der nächsten Wirbelstürme in die Fänge. Dann müssen Baumaterialien und Ersatzteile von Gott weiß woher angeliefert werden, und wenn sie endlich kommen, sind es oft die falschen.

Es ist ein ermüdender Kampf gegen Verfall und Vergänglichkeit, den die Menschen hier führen, bewaffnet mit kaum etwas anderem als der Gabe zur Improvisation und viel Geduld. Auch deshalb hat man manchmal, wenn der Himmel bedeckt ist und kein Sonnenstrahl die Farben aus der Südsee hervorhitzelt, den Eindruck, eine gewaltige Melancholie habe das Inselreich ergriffen. Das sind die Tage, an denen offenbar nur schwarze Trauerwäsche an den Leinen hängt, die Autos noch

rostiger aussehen und sich die Luft anfühlt wie ein ausgetrockneter Klebestift. Das sind die Tage, an denen Tonga kapituliert zu haben scheint.

Das macht sogar die Prinzessin nachdenklich. Für einen Moment. Ach, sagt sie dann, das sei schon eine ziemlich westliche Sichtweise. „Wir machen halt nur nicht beim Rat Race mit, beim Rattenrennen der übrigen Welt.“ Man sei unaufgeregt in Tonga, nehme vieles nicht so ernst und versuche, Stress und Hektik zu vermeiden: Das seien exakt jene Importe, die man nicht haben wolle. Und die Sonntagsruhe, die ehre man. Die Prinzessin überlegt. So schlimm könne es mit dem Klima nun auch nicht sein, fährt sie fort, der König sei mittlerweile schließlich 85. Und die Riesenschildkröte, die James Cook 1777 dem damaligen Herrscher als Begrüßungsgeschenk überreichte – die sei erst 1966 verstorben. „Wir sind die Inseln der Gelassenheit!“

Und als sei ihr diese Erkenntnis eben erst gekommen, lächelt die Prinzessin. Lächelt lange und gütig und ein bisschen weise. Hinter uns knirscht eine Bastmatte. Der Konsul nickt einverständlich. Vielleicht ist er auch nur erleichtert.

*Der Artikel ist erschienen im ADAC Reisemagazin am 16.12.2003.*

## Columbus-Finalist in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

# Atemlos durch die wilde Stadt

„Ich fahre Sie überallhin“: Rikschafahrer in Neu-Delhi setzen sich für einen Hungerlohn dem Verkehrschaos aus

von Claudio Catuogno

Seine Füße schaukeln ganz knapp über dem Asphalt. Schaukeln da so hin und her und brauchen ein bisschen Pause. Grau sind sie, vom Straßenstaub, und zerfurcht. Doch dann haben sie es plötzlich sehr eilig, schlüpfen in ein paar blaue Badeschlappen und sausen den Gehweg entlang. „Kommen Sie“, sagt Mahenderpal Singh, dem Füße und Badeschlappen gehören. „Kommen Sie bitte zu mir.“ Eifrig ist er auf einmal, denn er ist nicht der einzige, der hier barfuß in der Sonne sitzt, und seine Riksha ist nicht die einzige, die am Straßenrand wartet. „Ich fahre Sie überall hin“, sagt Singh und lässt den Motor an. Eine kleine Reise durch Delhi beginnt. Durch seine Stadt. Mit seinen Augen.

Für einen Fremden ist die Riksha in der indischen Hauptstadt das beste Verkehrsmittel. „70000 fahren in Delhi herum“, sagt Singh. Woher er die genaue Zahl kennt, weiß er selbst nicht genau - aber er ist sich absolut sicher, und Statistiken sucht man vergebens. Man könnte Taxi fahren, doch das ist teuer. Es gibt auch Busse, aber deren Route ist nur auf Hindi auf die Frontscheibe gemalt. Außerdem halten sie eigentlich nie, und mitten

auf den mehrspurigen Straßen muss man auf und abspringen. Bleibt also die Riksha, dieses Dreirad mit Motor.

Manchmal, wenn links und rechts die Stadt vorbeizieht, ist es wie die Fahrt eines Königs durch sein Reich, dann werden das Faltdach, die rote Lederbank und die drei kleinen Rädchen zur Sänfte mit Turbo-Antrieb. Ein öffentliches Verkehrsmittel, das zu jeder Zeit an jeder Straßenecke wartet, das abbiegt, wo man will - zum Preis eines Kurzstrecken-Tickets für die Münchner U-Bahn. Aber manchmal ist es auch schlimmer als jeder Gefangenentransport. Dann merkt man plötzlich, dass man sich die Knie an einer Eisenstange stößt. Dann fragt man sich, was das links und rechts für Ungeheuer sein mögen, von denen nur

mut stehe gewissermaßen im Dienste eines farbigen Ganzen. Es gibt wohl auch keinen besseren Ort, sich an Indien zu gewöhnen, als Neu Delhi. Die britische Kolonialmacht hat die Stadt vor 80 Jahren südlich der alten Metropole Delhi angelegt, als Regierungssitz und Gartenstadt vom Reißbrett. Die Briten haben breite Prachtstraßen hinterlassen, herrschaftliche Kolonialarchitektur - und viele alte Parks erhalten. „Fahren wir zum Lodhi-Garten“, schlägt Singh vor, „der ist ganz in der Nähe.“ Manchmal, an Sonntagen, fährt er mit seiner Frau und seiner 13-jährigen Tochter hier her, zum Picknick zwischen 600 Jahre alten Tempeln. Nirgendwo sonst kann man durchatmen in dieser atemlosen Stadt.



Der ganz alltägliche Wahnsinn...

die riesigen Reifen sichtbar sind. Dann rächt es sich, dass man in dieser Klapperkiste im Stau steht, Augenhöhe gleich Auspuffhöhe, und man muss aussteigen und nach Luft schnappen. Oder einen anderen Weg nehmen.

Singhs Reise beginnt am Khan Market in Neu Delhi, dem Südteil der Stadt. Hier steht seine Riksha oft am Straßenrand, denn hier kaufen auch Touristen ein, und die zahlen für jede Fahrt mindestens das Doppelte. Vielleicht gibt es keinen besseren Ort, sich an Neu Delhi zu gewöhnen, als den Khan-Market. Vorne, an der Straßenseite, öffnen Wärter in schicken Uniformen die Türen zu gepflegten Buchläden, Cappuccino-Bars und Schneider-Geschäften, weiter hinten, zwischen den Häuserblöcken, stehen zerlumpte Gestalten hinter rostigen Stahlfassern und verkaufen Wurzeln und Nüsse. Einheit in Vielfalt heißt der Slogan, mit dem viele Inder ihre Gesellschaft beschreiben - und den viele nicht mögen, weil er suggeriert, auch die Ar-

Manchmal ist zu lesen, das beste an Delhi sei der Flug nach Bombay (so wie ja das beste an Augsburg der Zug nach München sein soll). Zumindest für Delhi stimmt das nicht. Zwar gibt es kein berühmtes Theater, keine Oper, also nichts was die Hauptstadt eines ganzen Subkontinents angemessen repräsentieren würde. Aber es gibt die Geschichte - und im verfallenden Prunk der Vergangenheit leben über zehn Millionen Menschen eine schwierige Gegenwart. Singh sagt: „Delhi ist eine wilde Stadt“.

Und eine, die ihn das Fürchten lehrt. „Seine größte Angst ist, früh zu sterben.“ Sagt seine Frau, als er in der Küche Tee holt. „Er ist immer so fröhlich, aber ich glaube, der Verkehr macht ihm Angst.“ Sagt seine Tochter, als er im Nebenzimmer nach den Fotoalben kramt. Einmal, früh morgens, ist es passiert, im berühmten Nebel von Delhi, der die ganze Stadt erblinden lässt, wenn kalte Luft aus dem Himalaya herabweht.

Foto: map

Die Frontscheibe ist geborsten vom Zusammenprall mit dem LKW. Mehr will Singh dazu nicht sagen. Er hat Glück gehabt. Und sich geschworen, nie mehr schneller als 40 zu fahren. „Ich habe Geduld“, sagt er seither, „meine Tochter braucht einen Vater.“

Ganz auf der linken Seite fährt er jetzt in Richtung Connought Place im Zentrum Neu Delhis, während seine Kollegen auf der Überholspur die Autos umkurven. Traurig sieht er aus, wenn man ihn, ohne dass er es merkt, im Rückspiegel beobachtet. Manchmal zuckt er nervös mit den Schultern. 43 ist er jetzt. Rikschafahrer haben keinen besonders guten Ruf in Delhi, aber sie haben es auch nicht leicht. In den Kinos sitzen sie immer ganz vorne, wo die Plätze am billigsten sind. Die meisten laufen in Badeschlappen herum, die es überall für ein paar Rupien zu kaufen gibt. „Ich bin ein armer Mann“, sagt Singh. 340 Rupien, etwa 8 Euro, muss er jeden Tag für die Rikscha-Miete und eine Tankfüllung des Gasgemischs CNG bezahlen. 20 Rupien verdient er an einer Fahrt in die Innenstadt. Da lohnt es sich kaum - wenn nicht ab und zu ein Tourist auf der Lederbank Platz nimmt.

Von dem verlangt er erst 80 Rupien für die Strecke und lässt sich dann theatralisch auf 60 runterhandeln. Verdreht die Augen, ob des unmittelbar bevorstehenden Ruins. „Weil du mein Freund bist“, sagt er schließlich, und lacht über beide Ohren. „Weil du mein Freund bist!“ Aber hat nicht jeder gerne einen Freund in einer fremden Stadt? Einen, der die Sicherheit vermittelt, dass man ihm vertrauen kann? „Das mit dem Freund ist ein guter Trick“, sagt Singh. „Meistens zahlen sie den Preis dann gerne...“

So geschäftstüchtig muss man wohl sein, um in Delhi zu überleben. Aber Mahenderpal Singh ist ein ehrlicher Mann. Nie fährt er Umwege, um den Fahrpreis nach oben zu treiben. Er ist keiner von denen, die etwa in Alt Delhi vor dem Roten Fort Lal Qila auf der Lauer liegen, zwischen den Pfeifen- und Silber- und Schachspiel-Verkäufern. Dafür, dass sie kaum Englisch sprechen, sind diese Fahrer so redengewandt, dass man ihnen gar nicht entrinnen kann. Die Dialoge klingen in etwa so:

„Rikscha, Sir?“

„Nein, danke.“

„Warum denn nicht?“ Ein Nein ist in Indien niemals ein Nein. „Alt Delhi in 30 Minuten, very good price.“

„Nein!“ Eine Verfolgungsjagd beginnt.

„Sie zahlen so viel sie mögen.“ (Das sagen sie immer und es stimmt nie).

„Ich will aber nicht nach Alt Delhi.“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Nach Hause.“

„Ah, nach Hause. Rikscha, Sir?“

Nie ist es der Rikschafahrer, dem die Argumente ausgehen. Und wenn man dann einsteigt, geht es manchmal auch gar nicht nach Hause, sondern zum Geschäft des Schwagers, der wunderbare, aber sehr teure Seidenschals verkauft, und von dem der Fahrer ein Freigetränk für jeden angeschleppten Touristen bekommt. Andernorts, in Agra oder Jaipur etwa, spricht man schon von einer „Rikscha-Mafia“. Aber so einer ist Herr Singh nicht. Er steht nie vor dem Roten Fort.

„Müssen wir unbedingt nach Alt Delhi?“, fragt er sogar. „Es

gibt so schöne Orte ganz im Süden: den Baha'i-Tempel, der aussieht wie eine Lotusblüte, oder den größten Steinturm des Landes, Qutb Minar.“ Alt Delhi dagegen ist das Grauen - für einen Rikschafahrer.

Im 16. Jahrhundert errichteten die islamischen Mogul-Herrscher hier, im Norden der Stadt, ihre beeindruckendsten Bauwerke: das Rote Fort und die Freitagsmoschee Jama Mashid. Heute hat man den Eindruck, als hätten die Briten später alle Straßen aus dem alten Zentrum gestohlen und in ihre neue Reißbrett-Stadt verfrachtet. Neu Delhi durchzieht ein Netz breiter Alleen, Alt Delhi ist ein Labyrinth aus kleinen Gässchen, die, sich kilometerweit verzweigend, immer enger und enger werden, bis sie in Hinterhöfen oder auf Dachterrassen enden. Singh macht das nervös. In die Gassen kann er nicht hinein, auf den überfüllten Straßen kommt er kaum voran.

Alt Delhi ist das Herz der Stadt, aber manchmal, nein meistens, stockt es irgendwo. Dann wieder pumpt es einen Schwall weiß gekleideter Männer aus den Gassen in die kleinen und großen Moscheen. Die meisten hier sind Moslems, in Neu Delhi dagegen leben fast nur Hindus. Viele überqueren niemals die Grenze. „Die Moslems würden doch alle am liebsten in Pakistan wohnen“, sagen die, die nie hier waren, im muslimischen Indien, und in die Gesichter gesehen haben. Andere sagen, erst in Alt Delhi finde die Stadt zu sich selbst.

Man kann stundenlang zusehen. Sackwagen, die jeden Moment zu kippen drohen, Kühen, die niemandem gehören, Schulkindern in abgetragenen Uniformen, die Kreidetafel in der einen Hand, eine Ziege in der anderen. Eine Milliarde Inder gibt es, eine abstrakte Größe - aber hier möchte man glauben, dass sie alle genau in diesem Straßenzug leben, die ganze Milliarde, und Seide verkaufen, Nüsse, Holzkisten, Früchte, Zigaretten und Hühner. Oder Gewürze, säckeweise Chilischoten, und das in einer Luft, so schneidend, als hätte man eine Rasierklinge verschluckt. Der Herzschlag der Stadt sichert stets nur den nächsten Augenblick.

Herr Singh hat etwas warten müssen. Jetzt ist er zugeparkt. Ein Mann, der auf seiner Fahrrad-Rikscha zehn Holzstühle transportieren will, baut einen riesigen Turm auf dem Rücksitz, mitten auf der Straße. Dann verschnürt er alles mit einer Seelenruhe, die gar nicht boshaft gemeint ist, sondern einfach keine Hetze kennt. Gleichzeitig beginnt der Schulausflug einer zweiten Klasse. Und natürlich beginnt ein Schulausflug in Delhi mit einer Rikschafahrt. Acht Kinderfüße baumeln hinter der Lehne herunter, acht baumeln nach vorne. Da muss auch Singh ein bisschen lachen, der Vater Singh.

Der Rikschafahrer Singh hämmert auf seiner Hupe herum. Er will jetzt raus aus Alt Delhi, zurück zum Khan Market. Sich einreihen in die Schlange der wartenden Motor-Dreiräder, einreihen in den Alltag. Will wieder für 20 Rupien ins Stadtzentrum fahren, aber in das von Neu Delhi.

Auf dem Rückweg summt Singh eine Melodie. Das klingt ganz unwirklich bei all dem Verkehrslärm und dem Fahrtwind. So, dass man zweimal hinhören muss, ob da wirklich jemand summt. Abends, sagt er, bete er manchmal laut, während er durch die Dunkelheit fahre. Aber jetzt singt er nur. Ist Rikschafahrer ein guter Beruf? - „Ja“, sagt er, als er das India-Gate passiert und in Richtung Khan Market abbiegt, „sonst würde

ich doch nicht singen.“ Man möchte es ihm gerne glauben. Zum Abschied will auch etwas wissen, nach all den geduldig beantworteten Fragen. „Sind Sportschuhe in Deutschland auch so teuer?“, fragt er und schiebt in den blauen Badeschlappen dauernd die Zehen übereinander. Das macht ein Geräusch, als wolle er mit den Füßen den Takt der Melodie weiterschneiden, die er gerade gesummt hat. Dabei wartet er konzentriert auf die Antwort, als sei das die Frage, die ihm seit Wochen den Schlaf raubt. „Sportschuhe sind in Deutschland leider furchtbar teuer.“ - „Aha.“

Singh ist in Delhi geboren, in Delhi aufgewachsen, hat in Delhi geheiratet, ist in Delhi Vater einer Tochter geworden und steht in Delhi jeden Morgen um halb sechs an der Tankstelle. „Was ist denn dann der Unterschied zwischen Deutschland und Indien?“, fragt er. Was soll man da sagen? Wo anfangen? „Also, in Deutschland, da gibt es überhaupt keine Rikschas auf den Straßen.“

Natürlich ist das eine Schlechte-Gewissen-Antwort. Eine, die sich davor drückt, die wirklichen Unterschiede zu formulieren, weil es ja doch irgendwie immer die gleichen sind. Die Gastfreundschaft in der Fremde, die Fröhlichkeit, das bunte, pulsierende Leben - schnell gleitet das, wenn man es beschreiben soll, doch immer in Stereotype ab. „Keine Rikschas?“ Singh strahlt zufrieden. „Dann wollte ich in Deutschland nicht leben.“

Es ist wie die Selbstbestätigung eines armen Mannes, wie ein Trost, eben doch zum richtigen Moment am richtigen Ort gewesen zu sein. Auf der Rückbank hat ein indischer Geschäftsmannt Platz genommen. „Danke“, sagt Singh noch, als er zufrieden den Geldbeutel zurück in die Gesäßtasche schiebt. „Danke mein Freund.“ Dann treten die blauen Gummischlappen das Gaspedal durch.

*Der Artikel ist erschienen in der Süddeutschen Zeitung am 20.5.2003.*

## Columbus-Finalist in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

# Willkommen in Amerika !

In diesem Land ist alles möglich - für jene, die hineingelassen werden. Die Vereinigten Staaten verweigern mehr und mehr Menschen die Einreise. Auch Europäer geraten schneller zur unerwünschten Person, als sie ahnen. Ein Erlebnisbericht einer Abgeschobenen.

von Ileana Grabitz

Foto: privat

Ob ich verstehe, was er gerade erklärt hat, fragt Michael. Yes, sage ich. Warum ich nicht reagiert habe, als sie mich aufriefen? Ob ich kein Englisch verstehe? Sure, but ... „Raise your hand“, poltert er. Ich hebe die Hand. Michael zwingt

seine ebenfalls hoch. Wir sitzen uns gegenüber. Wie zwei müde Turner beim Gruß an den Kampfrichter. „Schwören Sie, dass alles, was Sie sagen, wahr ist und der Vollständigkeit entspricht?“ Yes. Auch das.

Ich habe den ersten Schwur meines Lebens getan, keine Ahnung worauf, ob auf Gott oder die Verfassung des Landes, das kennen zu lernen ich hergekommen bin: Amerika. Ich bin in den Vereinigten Staaten. Also fast. Mich und das „Land of the free“ trennen nur eine mannshohe Glasscheibe und ein paar Meter Linoleumboden, dessen früheren Glanz ein Heer von Absätzen weggeschrappt und in ein krankes Gelb verwandelt hat.

Im Schnitt 35 000 Fluggäste zählt der Washingtoner Flughafen pro Tag. Alle reisen sie ein, und wäre ich auf der anderen Seite der Glasscheibe, Amerika würde auch mich willkommen heißen. Ich bin es aber nicht. Hier, jenseits der Glasscheibe, ist sozusagen das Land der Feinde Amerikas. Ich sitze in einer



Kammer gerade groß genug für einen Tisch, ein flackerndes Neonlicht und Michael. Er ist Immigration Officer und „the person in charge“, wie er sagt, zuständig für den Fall A#964417056. Das bin ich. Im Abschiebe-

trakt der Einwanderungsbehörde, wo die auflaufen, die Amerika nicht reinlassen mag, die Amerika bedrohlich und verdächtig findet. Menschen wie mich

Noch vor einer halben Stunde war mir nicht klar, wie schlecht es um die Beziehung zwischen mir und den Vereinigten Staaten wirklich steht. Bis die Vereinigten Staaten, in Person einer Grenzbeamtin, dunkle Locken, blaues Käppi, Herzlichkeit eines Magenbitters, mich darüber aufklärten. Wo ich hin will, fragt sie, und ihr silberner Fingerkuppenschoner wippt nervös über der Tastatur. Ich soll doch ein bisschen erzählen. Woher ich komme, was ich hier mache.

Journalistin? Die Mundwinkel zucken, so lächeln Sieger. Dann brauche ich ein I-Visum, das grüne Kärtchen, das ich im Flugzeug ausfüllte, reiche nicht. Haben Sie nicht? Jetzt hackt er, der silberne Kuppenschoner, die Finger rattern über die Tasten, greifen dann meinen Pass und lassen ihn in den Schlund einer rotgelben Tüte plumpsen.

Sie führen mich ab. Als würde einen ein Zauberer für einen miesen Trick auf die Bühne zitieren: Alle schauen zu, ich gehe mit, sicher, mir kann nichts passieren. Die Einreisebeamten werden froh sein, keinen Bärtigen von der Achse des Bösen vor sich zu haben, sondern eine Europäerin. Ich beherrsche die Sprache, kann erklären, dass es ein Versehen war. Vielleicht ist die Angelegenheit den Grenzern sogar peinlich, denke ich. Noch.

Dabei wird im „Home of the Brave“, der Heimat der Mutigen, immer häufiger Hausverbot erteilt. Im vergangenen Jahr wurde 700 000 Einreisewilligen der Zutritt in die Vereinigten Staaten verwehrt, Tendenz steigend. Bei Studenten häufen sich die Ablehnungen von Visa derart, dass der Präsident der

National Academy of Sciences, Bruce Alberts, „ernste Folgen für Amerikas Wissenschaft“ befürchtet. 190 Austauschschüler wurden im Sommer des Landes verwiesen. Sie hatten ihre Visa korrekt beantragt, aus unerfindlichem Grund waren ihre Namen jedoch nicht in der Datenbank der Grenzbeamten zu finden. Sogar Boris Becker musste jüngst umgehend die Heimreise antreten, offenbart er in seiner Biografie. Die Behörden hatten sein Steuerurteil spitzgekriegt.

Die Menschen, die Amerika als unerwünscht identifiziert hat, kauern in den Hartschalensitzen des Abschieberaums, der kaum größer als der Wartesaal eines Sozialamts ist. Schweigsame Staatsfeinde sind das. Turbane, Schnauzbärte, Bleichgesichter, eben noch sprachen sie Persisch, Hebräisch, Spanisch, jetzt sprechen nur ihre Augen: Ihr könnt mich unmöglich tausende Meilen zurückfahren lassen! Lasst mich rein! So viel Wut wird hier heruntergeschluckt, man müsste es in den Bäuchen grummeln hören.

Eine Chinesin versucht vergebens, den Buchstaben in ihrem Buch einen Sinn zu geben. Draußen wartet ihr Mann mit drei quengelnden Kindern. Eine alte Frau hängt, müde vom Flug, wie ein faltiges Tuch in ihrem Rollstuhl. In der Ecke beißt eine deutsche Austauschstudentin schluchzend ins Taschentuch. „Justice“, mit diesem Wort nimmt Michael mich in seiner Verhörkammer in Empfang, „what I want is justice.“ Ich blicke ihn an, so freundlich wie möglich. Michael blickt zurück. So unfreundlich wie möglich. Er ist höchstens 25, und sieht aus, wie man sich Amerikaner vorstellt, wenn man nicht gut auf Amerika zu sprechen ist, ein Baby, das statt Strampler eine blaue Kunstfaser-Uniform trägt. Sein Körper weiß nicht recht, wohin mit dem Fett, das auf seinen Hüften wabert. Unter seinen Stirnlöckchen perlen Tröpfchen, „Bild dir bloß nicht ein, wir würden dich anders behandeln als die Schwarzen da draußen.“ Draußen herrscht Präsident Bush, hier drinnen herrscht Michael. Er lasse hier jeden Tag fünf Leute ausweisen, grummelt er, ihm sei das egal.

Telefon für mich. Endlich. Die Botschaft. Sie sollen ein bisschen diplomatisches Abrakadabra sagen, und ich bin frei. Doch aus dem Hörer tropft nur Beileid. Es sehe nicht gut aus, sagt der Diplomat. Ich sei kein Einzelfall. Gerade habe er den Fall eines Deutschen bearbeitet, der 15 Jahre lang regelmäßig hier eingereist sei. „Dann entdeckte ein kluger Kopf, dass er irgendwann einmal sein Visum um einen Tag überzogen hatte, und ließ ihn von da an halt nicht mehr rein.“ Seit der Irak-Krise würden „signifikant mehr“ Deutsche wieder verstoßen, kaum hätten sie sich aus dem Flugzeugsitzen gestemmt. „Das Schlimme ist, wir können meist nichts dagegen tun.“ Gegen die transatlantische Krise sind die Diplomaten, Kinder des alten Europa, machtlos.

Jetzt lächle ich nicht mehr. Dabei hat Michael bestimmt gar nichts gegen mich. Er macht einen Job. Und der ist Teil von Amerikas neuem Sicherheitsbedürfnis. Mehr als 170 000 Angestellte hat Präsident Bushs neu geschaffenes Heimatschutzministerium, die brauchen was zu tun. Warum sonst verkabelt man mühsam zusammengesuchte Informationen von neun verschiedenen Geheimdiensten und Sicherheitsbehörden? Damit ausnahmslos jeder Verdächtige in der Masse, die sich Tag für Tag über den Linoleumboden des Washingtoner

Flughafens schiebt, herausgefiltert - und unschädlich gemacht werden kann.

„It's because of September 11“, raunzt Michael. Und mit jeder Bewegung seiner Körpermasse knatscht mir sein Revolvergürtel entgegen, als wolle er mir bedeuten, dass Mohammed Atta kein zweites Mal an ihm vorbeikomme. Selbst wenn er die Gestalt einer deutschen Journalistin angenommen haben sollte, die nur 24 Stunden bleiben will und offenkundig nicht mehr verbrochen hat, als ein falsches Dokument auszufüllen. Michaels kleines Reich, wo er sich flätzt, grunzt und sein Land vor mir beschützt, diese triste Kammer am äußersten Rand Amerikas, vielleicht ist dies einer der amerikanischsten Orte überhaupt.

„Es ist die Angst, die Amerika in ihrem Würgegriff hält“, sagt der US-amerikanische Journalist und Dokumentarfilmer Michael Moore. Der US-Soziologe Barry Glasner diagnostizierte schon 1999 die „amerikanische Paranoia“, die die Mächtigen in Politik und Wirtschaft vorsätzlich schüren, um die Bevölkerung gefügig zu halten. Jeder hundertste US-Bürger ist mittlerweile im Gefängnis, und noch in Kindern vermutet die Administration Verbrecher. Kids, die in der U-Bahn beim Eisessen erwischt werden, würden ab sofort nicht mehr in Handschellen abgeführt, ließen die Washingtoner Verkehrsbetriebe jüngst mitteilen. Immerhin.

Bei Leuten wie mir ist man nicht so nachsichtig. Ich muss aufs Klo. Auch dahin eskortieren mich zwei pistolentragende Blauhemden. Als ob ich versuchen könnte, abzuhauen, um jenseits der Milchglasscheibe auf amerikanischen Boden meine Notdurft zu verrichten. Die beiden warten draußen, einer links, einer rechts von der Tür, ich hocke drinnen. Eine Art Einzelhaft in einer Toilettenzelle. Ich bin seit vier Stunden in Gewahrsam.

Es ist, als sei die Welt in den vergangenen Stunden immer enger geworden. Vier Stunden unter den Augen von Uniformierten, die den Blickkontakt verweigern. Die alle Fragen mit „I have no reason to talk to you“ beantworten: Es gibt keinen Grund, mit mir zu reden. Vier Stunden genügen, damit einem das Gefühl abhanden kommt, ein Individuum zu sein. Inzwischen hoffe ich nicht mehr, dass die USA mich einreisen lassen. Ich hoffe, sie lassen mich ziehen. Ich habe Glück: A#964417056 wird mit der nächsten Maschine nach Frankfurt abgeschoben. Andernfalls hätte ich die Nacht in Haft verbringen müssen. So wie es kürzlich einer Journalistin des Norddeutschen Rundfunks erging, die auch das falsche Visum hatte. Ich muss nur noch archiviert werden, fotografiert, von vorne, von hinten, von der Seite und meine zehn Finger von Michael in rote Tinte pressen lassen. Stempel für die Ewigkeit.

Ob ich verstehe, dass ich kein Recht habe, die Entscheidung eines Immigration Officers anzuzweifeln? Ob ich verstehe, dass ich als unwürdig gehalten werde für die Einreise in die Vereinigten Staaten? Ob ich verstehe, dass ich zurückgeschickt werde, woher ich komme, und niemals wieder auf normalem Weg einreisen kann? Yes. Ob ich etwas hinzuzufügen habe. No. Michael wendet sich ab. Er verabschiedet sich nicht. Ich werde ein letztes Mal abgeführt. Ich darf nicht wie jeder andere durch die Flughafenhalle, ich werde im Sicherheitswagen

über das Rollfeld zum Flugzeug gefahren. Die anderen Passagiere steigen schon ein, quasseln und glotzen herüber. Ich stehe abseits, eingerahmt von meinen beiden starr geradeaus blickenden Bewachern. Ein Ausstellungsstück, Titel „Abgeschoben“.

Als Letzte gehe ich an Bord, zwänge mich in meinen Sitz, die Nachbarn blicken verstohlen. Amerika hat sie allein gelassen mit mir. Dem Staatsfeind. Ein solcher werde ich wohl bleiben. „Sind Sie jemals von der Einreise ausgeschlossen und abgeschoben worden?“ heißt es auf dem grünen Visa Waiver, den jeder Tourist im Flugzeug nach Amerika ausfüllen muss. Falls ich noch einmal nach Amerika reise, werde ich beherzt „Ja“ ankreuzen. Am Immigration Desk wird dann eine Grenzbeamtin im Computer nach meiner Akte hacken und mich hinterher in das Land hinter der Milchglasscheibe verweisen. Vielleicht treffe ich dort wieder Michael. Und das ganze Spielchen beginnt von vorn. Zu Hause am Telefon erzählt mir ein Mitarbeiter der Botschaft, dass ich Pech gehabt habe. Wirklich Pech. Der Kollege, der zum gleichen Termin unterwegs war, wurde durchgelassen, auch ohne I-Visum.

Und dann sei da am selben Tag noch eine deutsche Austauschstudentin gewesen. Die habe in Amerika studieren wollen, ohne ein Visum. Hoffnungsloser Fall eigentlich. Aber sie habe im Wartesaal ganz heftig geschluchzt. Schließlich hätten die Einreisebeamten beide Augen zugedrückt und sie eingelassen.

Die blöde Kuh.

*Der Artikel ist erschienen in der Financial Times Deutschland am 14.11.2003.*

## Columbus-Finalist in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

### Heldenplätze

„Täglich Alles“: Um Österreich zu verstehen, muß man in die Trafik. Eine Gebrauchsanleitung für eine Institution

von Verena Mayer

Wenn man in Österreich Zigaretten kaufen geht, kann es sein, daß man so schnell nicht wiederkommt. In Österreich geht man nicht mal eben Zigaretten holen, sondern man geht in die Trafik, und dort verlangt man auch keine Zigaretten, sondern etwa „eine Milde“, also die österreichische Marke „Milde Sorte“. So wie sich in Wien ja keiner einfach ins Kaffeehaus setzt und Kaffee bestellt, man fragt vielmehr nach einem „Gold“ oder einem „Kleinen Braunen“. Der wird von einem schwarzbefrackten Kellner gebracht, der sich benimmt wie der Bundespräsident, und dementsprechend wird man ihm begegnen, nämlich hochachtungsvoll. Ein Kellner ist in Österreich schließlich keine Thekenkraft, sondern ein Herr Ober. Das weiß jeder, und für seine Ober wird Österreich auf der

ganzen Welt gerühmt. Weniger bekannt ist dagegen jene österreichische Institution, die es mit dem Kaffeehaus durchaus aufnehmen kann: die Trafik. Nicht zuletzt deshalb, weil es in der Trafik einen Trafikanten gibt, den Herrn Ober der Zigarettenindustrie gewissermaßen. Und wie man ein Kaffeehaus nicht bloß aufsucht, um Kaffee zu trinken, so ist auch die Trafik viel mehr als ein Kiosk, an dem man Zigaretten kauft oder Zeitungen.

Bei einer Trafik handelt es sich zumeist um einen besen-kammergroßen Raum, in dem es nach Zeitungspapier, Tabak und frischem Rauch riecht. Es gibt geräumigere, dann haben noch Schneekugeln und Porzellan-Lipizzaner Platz, auf jeden Fall aber Feuerzeuge mit Sprüchen wie „Ich rauche, weil ich's brauche“. Aber oft ist es so, daß man als dritter im Laden schon über den Hund des Trafikanten fällt oder man überhaupt nur einen schmalen Ausguck vor sich hat. Nichts lädt zum Verweilen ein, und doch bleibt man immer länger, als man muß.

Ich bitte Sie!

Trafiken suchen nicht die Individualität des Häßlichen, wie man das von Würstchenbuden kennt. Eine Trafik in der Fußgängerzone wird ein gepflegter Kiosk sein, silbergrau und unscheinbar, ein Stadtmöbel wie jedes andere. Die Trafik in einer Bahnunterführung ist dagegen zugig und mitleiderregend wie der Rest. Eine Trafik muß sich nicht abheben. Nicht einmal dann, wenn sie sich am Wiener Stephansplatz befindet und die Inhaberin ein gewisses Renommee genießt: Von der Trafikantin heißt es nämlich, sie stamme vom Grafen Almasy ab, dem Vorbild für den „Englischen Patienten“. Darüber würde die feine ältere Dame von sich aus freilich kein Wort verlieren.

In der Trafik darf man die Zigaretten, die man eben gekauft hat, sofort rauchen. „Thank you for smoking“ ist in einer Wiener Innenstadt-Trafik angeschrieben, und wenn man schon beisammensteht, erfährt man auch gleich, daß der Herr Novotny die „Praline“ kauft und die Tochter vom Doktor Soundso in der Brieflotterie gewonnen hat. Die Trafik ist die Agora des österreichischen Normalverbrauchers, ein Ort des Tratschens und der Träume, und weil man sich kleine Lotto-Gewinne in der Trafik auszahlen lassen kann, gehen Träume hier sogar in Erfüllung, zumindest die, die nicht mehr kosten als eine Stange Zigaretten.

Trafik kommt vom arabischen „tafriq“, das heißt verteilen und sagt eigentlich alles. Man muß sich das so vorstellen: Österreich ist ein kleines Land. Jeder kennt jeden, und irgendwie sind alle miteinander verwandt. So funktioniert Österreich auch - wie eine Familie. Es ist beispielsweise unmöglich, in der Versenkung zu verschwinden. Man hat seinen Platz in der Gesellschaft, und es wird immer jemanden geben, der sich an einen erinnert, so wie plötzlich eines entfernten Onkels gedacht wird. Schwupps! ist man im Gespräch, ob für einen Ehrendokortitel oder das Amt des Polizeipräsidenten. Der wird umgekehrt alles tun, um seinen Landsleuten ein Familienmitglied zu sein, vom Polizeichef Joschi Holaubek erzählt man sich etwa, er habe einen Geiselnnehmer mit den Worten „I bin's, dei Präsident“ zum Aufgeben überredet.

Man entkommt einander nicht, also arrangiert man sich. In einer Familie muß man nichts gelernt haben, um etwas zu sein, aber wer etwas darstellen will, sollte seinen Platz kennen

und den der anderen auch. Und da solche Dinge nicht in der Zeitung stehen, jedenfalls die wichtigen Dinge nicht, also wer was mit wem hat und warum und seit wann, beschafft man sich die Informationen eben anderswo. Im Kaffeehaus. Oder beim Greißler, der österreichischen Variante des Tante-Emma-Ladens.

An der Trafik führt ebenfalls kein Weg vorbei, denn in der Trafik gibt es nicht nur Zigaretten und Zeitungen, sondern auch Taschentücher, Briefmarken, Parkscheine, Lotto-Scheine, Tarock-Karten und Prepaid-Cards für das Handy - kurzum das, was der Österreicher am Tag braucht. Auch kann oft nur ein Trafikant verlässlich sagen, wo die Gasse XY ist und wie lange man in der Kurzparkzone stehen darf. Die Trafik ist Drehscheibe und Verteilerkreis in einem, das erkennt man schon von weitem: Das Symbol, das sich außen an jeder Trafik befindet, ist ein dicker roter Kreis, den eine weiße Zigarette durchstößt. Vielleicht ist die Trafik auch der Grund, warum es keine herausragende österreichische Zeitung gibt. Denn mehr als in jeder Zeitung stehen könnte, erfährt man ja dort, wo man sie kauft.

Die Stempelmarke, bitte!

In Österreich aufwachsen heißt, mit der Trafik aufzuwachsen. Beziehungsweise mit dem Trafikanten, also „seinem Trafikanten“. So lautet auch der Werbespruch der Trafiken: „Herzlichst, Ihr Trafikant“. Wobei ein rotes Herz den ersten Teil des Satzes bildet, wir sind ja eine Familie.

In der Trafik wird man konfrontiert mit dem Kreislauf des Lebens, mit Rechten, Gesetzen und den Verbrechen an der menschlichen Gesundheit. Hier hatte der Österreicher seinen ersten Kontakt mit der Staatsmacht, denn in der Trafik gab es die Stempelmarke, also jenes Fitzelchen Papier, das eineinhalb Jahrhunderte lang jeden österreichischen Lebensabschnitt besiegelt hat. Ohne Stempelmarke kein Führerschein, kein Meldezettel, keine Autopapiere, auch keine Hochzeit, Geburt oder Beerdigung.

Die Stempelmarke wurde zwar vor kurzem abgeschafft, doch auch weiterhin führen alle Amtswege an einen Ort. Das Formular für die Einkommensteuererklärung? Trafik! Fahrkarten, Antrag für einen Reisepaß? Trafik!

Michael Mohilla, Besitzer des Tabakfachgeschäfts am Wiener Kohlmarkt, „k. u. k. Hoflieferant, seit 170 Jahren am Platz“, erzählt in diesem Zusammenhang gerne die Anekdote von den zwei Freunden, die 1938 aus Wien emigrieren mußten. Den einen hatte es nach Australien verschlagen, den anderen nach Amerika. Wo haben sie sich später wiedergefunden im zerbombten Wien? Natürlich in ihrer Trafik. Es war in ihrem Leben der einzige Ort, der alle Veränderungen überdauert hatte.

So ist einem der Trafikant zum Familienmitglied geworden, nicht zuletzt durch die Komplizenschaft im Laster. Er war es, der einem die erste Schachtel Zigaretten verkauft hat, dem männlichen Österreicher zumeist auch das erste Sexheft. Der Trafikant gehört dazu, und seinen Platz hat er sich nicht ausgesucht, er ist in die Trafik hineingeboren im buchstäblichen Sinn. Denn Trafikant wird man, wenn schon jemand aus der Familie Trafikant war. Das ist gesetzlich geregelt. Es sind zwar schon Hausherrn gestorben, wie man in Österreich sagt, wenn alles ganz anders kommen kann, aber sobald ein Trafikant stirbt

oder in Rente geht, bekommt das Kind, Kindeskind oder die Ehefrau die Trafik. Daran stößt sich auch keiner. Ob Kaiserhaus oder „Kronen Zeitung“ - der Österreicher hat es am liebsten, wenn die wichtigen Dinge in der Familie bleiben. Die beste Gesellschaftsordnung ist für den Österreicher immer die gewesen, in der die Familie den Staat macht und der Staat eine große Familie ist.

Vater Staat sorgt auch dafür, daß der Trafikant dem rauhen Wind des Wettbewerbs nicht allzusehr ausgesetzt ist. Trafiken dürfen die lukrativen Lotto-Scheine verkaufen, und sie profitieren auch davon, daß Tabak nicht überall erhältlich ist. Im Gegenzug muß sich eine Trafik auf bestimmte Dinge beschränken. Dazu gehört die Zigarrenschachtel genauso wie Wasserpfeifen-Tabak in den Sorten Apfel, Pfirsich oder Kaffee. Nicht erlaubt sind dagegen Eßwaren, Bekleidung oder Spielzeug.

Kerngeschäft bleibt freilich die „Tschik“, wie man in Österreich zur Zigarette sagt. Und auch da grüßt herzlichst der Staat den Trafikanten. Seit Kaiser Joseph II., genauer gesagt seit 1784, ist der Tabakverschleiß Sache des Staates. Der hält unter dem schönen Titel „Tabakregie“ noch immer seine lenkende Hand darüber - das österreichische Tabakmonopol hat im wesentlichen sogar der EU standgehalten. Das könnte auch der Grund dafür sein, daß so viele traditionelle Marken der „Austria Tabak“ bis heute überlebt haben. Am Geschmack von „Smart“, „Hobby“, „Casablanca“ und „Memphis“ wird es nicht liegen.

Eine Milde, bitte!

3000 Trafiken gibt es in Österreich, und es gibt sie nur in Österreich beziehungsweise in Ländern, die einmal Österreich waren. Erfunden hat man sie einst, um verschrten Soldaten ein Auskommen zu verschaffen, vielleicht die früheste Form des Sozialstaats. Eine Milde, bitte! Und auch heutzutage werden Trafiken - es sei denn, die Erbfolge ist geregelt - nur an Menschen mit nachgewiesener Behinderung vergeben. Das ist das Liebenswerte an der Familie Österreich und daran, daß Fähigkeiten nie so wichtig sind wie der Platz, der einem zugeteilt wurde: Eine Behinderung ist manchmal keine Beschädigung, sondern eine Voraussetzung. Und ein Trafikant ist kein Kioskbesitzer, sondern ein Amtsträger, gewissermaßen der Türsteher auf der Schwelle zwischen Staat und Familie.

Daher ist auch die Geschichte mit dem Gimpel nicht weiter absonderlich. Jedenfalls nicht absonderlicher als der Wunsch „Eine Milde und ein Alles“, ein Satz, den man in Trafiken hören konnte, als es noch die Zeitung „Täglich Alles“ gab. Der Gimpel also war aus seinem Nest gefallen, und eine Katze hätte ihn gefressen, wenn der Herr Cretnik nicht gewesen wäre. Herr Cretnik war Trafikant in Wien, und so kam der Gimpel mit in die Trafik. Das hätte niemanden weiter gestört, einen Hund gab es auch schon. Doch dann kamen eines Tages Mitarbeiter der Naturschutzwacht vorbei und schlugen Alarm. Ein Gimpel ist ein geschützter Vogel, selbst wenn er inzwischen Seppi heißt, und ein geschützter Vogel darf nicht zwischen Zigaretten und Sexheften aufwachsen. Seppi wurde mitgenommen.

Doch ein Trafikant ist nicht irgendwer, der Fall landete an höchster Stelle, bei Senatsrat Pelikan nämlich und dem ebenfalls nach einem geschützten Vogel benannten Senatsrat Löffler. Die untersuchten Seppi eingehend und stellten fest, daß der Gim-

pel gar nicht in freier Wildbahn überleben würde. Eine sehr österreichische Lösung: Vorschrift ist Vorschrift, und am Ende wird's familiär. Der Wiener Umweltstadtrat höchstpersönlich hat den Gimpel dann in die Trafik zurückgebracht. Und wenn er nicht gestorben ist, dann atmet Seppi noch heute den Duft von „Memphis“ und „Casablanca“.

*Dieser Artikel ist erschienen in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung am 2.11.2003.*

## Columbus-Finalist in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

### Im goldenen Käfig

Birma – ein Land voller Wunder. Prachtige Tempel. Überwältigende Natur. Und ein brutales Militärregime. Soll man da überhaupt hinreisen? Wir meinen, ja, und sagen, warum.

von Bernhard Lill

Später werde ich von Pagoden mit goldenen Kuppeln erzählen. Von kahlköpfigen Mönchen in safranroten Gewändern. Von grünen Reisfeldern und schwimmenden Gärten. Werde erzählen von Frauen mit Sandelholzpaste auf den Wangen und Männern in Wickelröcken. Und von Kindern, die lachend auf Wasserbüffeln reiten. Denn auch das ist Birma.

Vieles aber, was hier seit vierzig Jahren unter dem brutalen Militärregime geschieht, wollen die Generäle vor den Touristen verbergen. Wer um diese zweite Wirklichkeit Birmas weiß, reist mit einem anderen Blick durch das Land. Deshalb beginnt diese Geschichte in einer staubigen Seitenstraße der Stadt Mandalay. Dort leben die „Moustache Brothers“: drei Komödianten und ihre Familien. Sie haben der Diktatur die Stirn geboten und dafür einen hohen Preis gezahlt. Ihre Zivilcourage hat sie aber auch zu Volkshelden gemacht. In der Garage haben sich die Schauspieler eine einfache Heimküche eingerichtet. Ein roter Teppich, ein paar Plastikstühle. Glühbirnen hängen von der Decke. An den Wänden dutzende Marionetten, die ein Bruder fertigt. Und Fotos der berühmten Oppositionspolitikerin Aung San Suu Kyi.

„Mehr Tee? Ich habe euch so viel zu erzählen. Die Welt muss erfahren, was in diesem Land geschieht“, sagt Lu Maw, 53 Jahre alt, klein, drahtig und dauernd in Bewegung. Wie sein älterer Bruder Par Par Lay trägt er einen Walross-Schnäuzer - einen „Moustache“, ihr Markenzeichen. Lu Maw ist der Einzige in der Familie, der Englisch spricht. Manchmal greift er zu Pappschildern, auf denen er sich nützliche englische Ausdrücke notiert hat: darunter „Democracy“, „Independence Day“ und „Military Intelligence Service“. „Mach dir Notizen“, fordert er mich auf. „Aber wende dich lieber vom Fenster ab. Der Geheimdienst überwacht unser Haus noch immer.“

Bis zum 4. Januar 1996 reisten die „Moustache Brothers“ durchs ganze Land. Ein Familienunternehmen in der vierten Generation: acht Musiker und zehn Tänzerinnen mit farbenprächtigen Kostümen. Sie galten als eine der besten „A-Ny-eint“-Truppen Birmas. „Das ist eine Mischung aus Tanz, Oper, Komödie und Drama“, erklärt Lu Maw. „Die Leute haben uns für Taufen gebucht, für Häusereinweihungen, Beerdigungen, Hochzeiten und Tempelfeste.“

Dann der Januartag, der alles verändert. Aung San Suu Kyi engagiert sie für ein großes Fest zum Unabhängigkeitstag. „Wir hatten auch viele politische Witze im Programm“, erzählt Lu Maw. „Übers schlechte Schulsystem, über Zwangsarbeit und über die Junta, die sich weigerte, nach ihrer Wahlniederlage 1990 die Macht an die demokratischen Parteien abzugeben.“ Das ist gefährlich, und deshalb reist nur die Hälfte der Truppe in die Hauptstadt Yangon, das ehemalige Rangun. Lu Maw bleibt in Mandalay, um für die Familien zu sorgen, falls die anderen Schauspieler verhaftet werden sollten. „Wir wollten nicht mehr schweigen“, sagt Par Par Lay. „Es wurde eine großartige Show. Zweitausend Menschen haben zugeschaut, darunter viele Touristen. Auch Aung San Suu Kyi hat oft über unsere Witze gelacht.“

Die Generäle lachen nicht. Sie warten, bis die Schauspieler wieder in Mandalay sind. In der folgenden Nacht verhaftet die „Einheit 16“ des militärischen Geheimdienstes alle Familienmitglieder. Die Verhöre dauern zwei Wochen. „Sie haben uns auf die Ohren geschlagen“, erzählt Lu Maw. „Stundenlang mussten wir gerade auf einem Hocker sitzen, und wenn wir müde wurden, haben sie uns wieder geschlagen. Ihre Zigaretten haben sie auf Par Par Lays Körper ausgedrückt.“ Endlich entlässt man sie - bis auf Par Par Lay und seinen Cousin. Die beiden werden zu sieben Jahren Haft verurteilt.

Die ersten zwei Monate verbringen die Schauspieler zusammen mit Mördern und Dieben in einem Gefängnis 500 Kilometer nordwestlich von Mandalay.

Eisenstangen halten ihre Fußknöchel auseinander. Tagsüber müssen sie so zwölf Stunden lang Schwerstarbeit im Steinbruch leisten, nachts auf dem nackten Boden schlafen. „Jede Woche starben ein bis zwei Häftlinge an Malaria, Durchfall oder Erschöpfung“, erzählt Par Par Lay. Erst aufgrund einer Unterschriftenkampagne von Amnesty International werden sie verlegt. Doch während der folgenden fünfzehn Jahre dürfen sie nicht einmal Besuch von Angehörigen bekommen. In Mandalay drangsaliert der Geheimdienst die übrige Familie, verpflichtet sie zu Zwangsarbeit.

Wie haben sie das alles durchgestanden? Par Par Lays Antwort ist kurz: „Wir sind eben stark, wir haben das Herz von Komödianten.“ Lu Maw sagt: „Die BBC hat über den Fall berichtet. Deshalb konnten die Militärs die beiden nicht mehr so einfach beseitigen. Das hat uns Hoffnung gegeben.“ Und Win Mar, Par Par Lays Frau, sagt: „Ich wusste, dass mein Mann im Gefängnis keine Angst hatte. Wie konnte ich da Angst zeigen?“



Bernhard Lill

Nun sind Par Par Lay und sein Cousin wieder frei. Doch das Regime hat den „Moustache Brothers“ öffentliche Auftritte verboten. Nur in ihrer kleinen Garage dürfen sie weiterspielen. Inoffiziell. Ausländer sind zur einzigen Einnahmequelle für die Schauspieler geworden. Denn Touristen rührt der Geheimdienst nicht an. Landsleute aber kommen nur selten. Aus Angst vor Spitzeln. „Je mehr Menschen von uns erfahren“, fügt Lu Maw beim Abschied hinzu, „des-to schwieriger wird es für die Regierung, uns wieder einzusperren.“

Mit zwiespältigen Gefühlen reisen Fotografin Cordula Kropke und ich nach diesem Treffen durch Birma. Oft müssen wir an die „Moustache Brothers“ denken. Sie haben uns den Terror des Regimes drastisch vor Augen geführt, der sonst für Touristen unsichtbar bleibt. Dann nimmt uns wieder die Fremdartigkeit des Landes gefangen. So wie den englischen Schriftsteller Rudyard Kipling. Ende des 19. Jahrhunderts notierte er begeistert: „Dies ist Birma, und es wird sein wie kein anderes Land, das du kennst.“

Schon bei unserer Ankunft in Yangon sind wir von der Fülle neuer Eindrücke überwältigt worden: Überall Männer in langen Wickelröcken, den Longyis. Frauen mit Blumen im Haar und Thanaka auf den Wangen, einem gelblichen Sonnenschutz aus Sandelholzpaste. Zwischen dem Grün der Parkanlagen und dem Violett der Jacarandabäume immer wieder die märchenhaft goldene Kuppel der Shwedagon-Pagode, dem Nationalheiligtum. Brandneue japanische Geländewagen der Regierung überholten hupend Linienbusse aus dem letzten Weltkrieg. Vor Häuserfronten aus der britischen Kolonialzeit schnitten Barbieri Haare und hielten Händler Markttag. Auf Wänden, Schildern und Plakaten die burmesischen Schriftzeichen: kugelig schön - und für Ausländer vollkommen unverständlich.

Auf dem Markt in Mandalay hängt eine Blumenverkäuferin Cordula einfach eine Kette aus Lotusblüten um den Hals. Und wehrt dann lächelnd ab: „No money!“ Wir bedanken uns mit Postkarten von Hamburg. Und ich denke, dass es höflich wäre, mich in der Landessprache vorzustellen. Ich krame mein Wörterbuch hervor, sage: „Bernhard pa. Djameni ka la pa tä.“ Stille. Dann lautes Lachen. Die anderen Blumenverkäuferinnen prusten; auch die Fischfrau mit dem blutigen Messer schüttelt sich; die Frau vom Betelnuss-Stand gackert. Vielleicht habe ich mich in der Tonlage vergriffen? Bei Birmanisch hängt die Bedeutung auch sehr von der Intonation ab.

Im Taxi von Mandalay nach Bagan. 400 Kilometer über Schotterstraßen und Sandpisten, durch Flüsse und um riesige Schlaglöcher herum. Durchschnittsgeschwindigkeit: 40 Stundenkilometer. Unser Fahrer heißt Maung Hkin\*, ist Anfang zwanzig und besonders stolz auf seine Ray-Ban-Sonnenbrille. Mittagsstopp in einem Straßenrestaurant. Drei Tische, ein paar Hocker. Maung Hkin häuft fortwährend Reis auf unsere Teller, sagt kauend: „Ihr müsst mehr essen!“ Wir fahren weiter. Durch die Trockenzone Zentralbirmas. Durch Dörfer mit winkenden Kindern. Wo Frauen vor Häusern aus Bambusmatten sitzen und dicke Zigarren, die Cheeroots, paffen. Wo Ochsen stundenlang im Kreis gehen, Steinmühlen antreiben und Sesam zu Öl mahlen. Wo Männer in Palmbäume klettern, um deren Saft anzuzapfen. Der dann in der Sonne zu Toddy vergärt, einem beliebten alkoholischen Getränk.

Irgendwann, mitten im Nichts, zwischen Agaven und Sandverwehungen, stottert der Motor. Das Taxi bleibt stehen. „Petrol bad“, sagt Maung Hkin. Der Staat hat das Benzin rationiert, auf 80 Liter pro Fahrer und Monat. Der Rest muss zu überhöhten Preisen auf dem Schwarzmarkt organisiert werden. Auch den kontrolliert das Regime. Nur wird dort das Benzin oft gestreckt. Das macht auf Dauer den Motor kaputt. Aber wir haben Glück, der Wagen springt wieder an.

Bagan! Für dieses Architektur-Wunder lässt sich kein Vergleich finden. Und doch versucht es mein Gehirn. Kommt mit ungenügenden Umschreibungen: wie riesige Raumschiffe einer fernen Sternenzivilisation. Oder: als hätte man alle mittelalterlichen Kathedralen Europas auf kleinstem Raum erbaut. Doch nichts davon hilft mir, die Wucht des Anblicks wirklich zu fassen. Und so bleibe ich in der Morgendämmerung auf der obersten Terrasse des Shwesandaw-Tempels reglos stehen. Mehr als 2200 Pagoden und Tempel ragen aus der rötlichen Erde dem Himmel entgegen, nicht mitgerechnet hunderte von namenlosen Ruinen - und das alles auf nur 25 Quadratkilometern. Weltkulturerbe. Neben uns steht San Nyun. 25 Jahre alt, klein, effizient, mit Trippelschritten und Thanaka-Bemalung. Tagsüber arbeitet sie als „Tourist Guide“, nachts gibt sie Schülern kostenlos Nachhilfe, zwischendurch meditiert sie und sorgt für ihren kranken Vater. Sie führt uns durch Bagan. Jahreszahlen und Daten prasseln auf uns hernieder.

Der religiöse Baueifer beginnt mit dem ersten birmanischen Imperium um 1057. Zu einer Zeit, als König Anawratha von hier aus den Theravada-Buddhismus zur Staatsreligion erhebt. In nur 250 Jahren geben Königsfamilien und reiche Händler 13000 Sakralbauten in Auftrag, manche nur mannshoch, andere groß wie Paläste. Denn nach buddhistischem Glauben verbessert ein solches Werk das Karma des Stifters, verschafft

ihm Pluspunkte fürs nächste Leben. Ende des 13. Jahrhunderts dann das Aus: Der letzte Herrscher von Bagan flieht - vor den Mongolen. Die Häuser aus Teakholz verfallen. Moose überwuchern die Tempel. Bagan, eine vergessene Stadt. Wo Geister durch Ruinen spuken und sich lange Zeit nur Banditen hinwagen. Das alles erzählt uns San Nyun. Die Zwangsumsiedlung erwähnt sie nicht: In den 1970er Jahren leben wieder Einheimische in „Old Bagan“. Doch 1990, von einer Woche auf die andere, befiehlt ihnen das Regime, ihre Hütten abzureißen und mehrere Kilometer südlich wieder aufzubauen, mitten auf einem Erdnussfeld. Nichts soll den Blick auf die Tempel stören. Geschichte ist San Nyuns Thema, Politik nicht. Nur einmal, im Ananda-Tempel, nimmt sie mich bei der Hand und führt mich zur südlichen der vier Buddha-Figuren. „Mit meinem Land ist es wie mit dieser Statue“, sagt sie. „Aus der Ferne lächelt dich der Buddha an. Doch je näher du kommst, desto ernster wird sein Gesicht.“

Abends im Hotel. Ich schaue Myanmar TV, den staatlichen Sender. Eine Volkstanzgruppe hopst gelangweilt unter der Landesfahne herum. Dann ein Nachrichtensprecher. Bilder von steingesichtigen Generälen. Bei einer Brückeneinweihung. Bei einer Straßeneinweihung. Bei einer Truppenparade. Beim Spenden in einem Kloster. Für wen senden die das eigentlich, frage ich mich. Denn das Volk glaubt dieser Propaganda nicht. Selbst in der kleinsten Bambushütte rauscht morgens und abends ein billiger chinesischer Weltempfänger. Auf den Frequenzen von BBC, „Radio Free Asia“ und „Voice of America“ informieren sich die Birmanen darüber, was wirklich in ihrem Land geschieht: von der Bankenkrise und der Hyperinflation des Kyat bis zu gezielten Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen ethnischer Minderheiten durch die Armee.

Drängen und Schieben, Hufescharren, Schreie. Staub wirbelt durch die Luft. Markttag im Örtchen Nampan, am Ufer des Inle-Sees. Die Pa'O, eine Volksgruppe aus den Bergen, sind mit Ochsenkarren ins Tal gekommen. Verkaufen Bambusstämme an die Intha, die Bewohner des Sees, die das Holz für ihre Pfahlbauten brauchen. Während die Männer noch feilschen, kaufen die Pa'O-Frauen Lebensmittel ein. Sie sind in der Menge leicht zu erkennen - an ihren schwarzen Gewändern und orangefarbenen Turbanen. Karpfen, Aale und Katzenfische, frisch aus dem See, nehmen sie mit in die Berge. Dazu Blumenkohl, Bohnen und Auberginen. Knoblauch, Ingwer und geröstete Reiskracker. Und braunen Zucker, als Süßigkeit für die Kinder. Irgendwo hat eine Garküche aufgemacht. Teigwaren brutzeln im siedendheißen Öl. Ein Händler packt gekochten Reis als Wegzehrung in Lotusblätter. Nebenbei: Ein Friseur verpasst seinen Kunden die Haarschnitte thailändischer Filmstars. 500 Kyat kostet die Verschönerung, etwa 60 Cent.

Später treiben wir in einem Boot über das ruhige schwarze Wasser. Vorbei an Pfahlhäusern und schwimmenden Tomatenbeeten. 17 Dörfer stehen im See. Jedes hat sich auf ein Handwerk spezialisiert. Wir schauen zu, wie Sonnenschirme aus handgeschöpftem Papier gefertigt und wie die flachen Fischerboote gebaut werden. In einer Manufaktur zieht eine junge Frau Pflanzenfasern aus Lotusstängeln. Was nicht nur viel Geschick, sondern auch unendlich viel Geduld erfordert. Die Fasern spinnt sie zu einem Faden, der zum Weben benutzt

wird. 200 Dollar kostet so ein Schal aus Lotusfaser. Um sich den leisten zu können, müsste eine birmanische Arbeiterin 200 Tage lang Zigarren rollen.

„Braucht ihr einen Stadtführer? Ich heiße Zaw Myint.“ Unser letzter Tag in Birma, wir sind wieder in Yangon. Sitzen in einem „Tea Shop“ in der Innenstadt. Der Mann vor uns: Dreißig? Mitte dreißig? Verwuschelte Haare, sympathisches Lächeln. Und der Nachmittag nimmt eine unerwartete Wendung. Denn Zaw Myint erklärt uns nicht die Sehenswürdigkeiten. Sondern erzählt vom 8. August 1988: Ein klarer, sonniger Tag. Zehntausende Menschen haben sich hier im Stadtzentrum versammelt. Um nach fast dreißig Jahren Unterdrückung für Demokratie zu demonstrieren. Hunderttausende sind es in ganz Yangon. Mönche, Studenten, Lehrer, Rechtsanwälte. „Nieder mit der Regierung! Freiheit für alle politischen Gefangenen!“, rufen sie.

Alles scheint möglich an diesem Tag. Doch um 22.30 Uhr schlägt die Diktatur zurück: Panzerwagen richten ihre Maschinengewehre auf die Demonstranten. Das Blutbad beginnt. Zaw Myint war dabei, als Student. Überlebte unverletzt. Würde wie hunderte andere Oppositionelle weggesperrt. „Nur zwei Jahre. Da habe ich Glück gehabt“, sagt er. Danach Studienverbot. Er wurde Rikscha-Fahrer. Machte mit dem Geld eine Leihbuchhandlung auf. Liebäugelte kurz mit dem Kommunismus und mit Russland. Jetzt verdient er sein Geld als freier Stadtführer. Mehr schlecht als recht. „Ich überlege, ob ich wieder für die Demokratiebewegung arbeiten soll“, sagt Zaw Myint. „Doch meine Frau ist dagegen. Sie hat Angst. Um unseren dreijährigen Sohn.“

Am Abend, die Shwedagon-Pagode. 60 Tonnen soll das Gold wiegen, das die Kuppel verziert. Aufbewahrungsort für acht Haare des Buddha. Am Fuß des Komplexes bleibt Zaw Myint stehen und sagt: „Hier hat Aung San Suu Kyi 1988 ihre erste große Rede gehalten.“ Vor einer halben Million Zuhörern sprach die Akademikerin mit Oxford-Schliff, von einer Demokratie, die nur durch Einheit und Disziplin entstehen könne.

Im Inneren umrunden Gläubige die Anlage im Uhrzeigersinn. Opfern Blumen vor Buddha-Statuen. Beten kniend. Zünden Kerzen an. Trinken heiliges Wasser, von dem sie sich Glück, Gesundheit und Schutz vor Gefahren versprechen. Ein Gong ertönt. Künftige Novizen schreiten in Festkleidung umher. Gefolgt von der ganzen Familie. „Shyinyu“ heißt die Zeremonie, ein Initiationsritus. Kaum ein anderes Land ist so von Religion durchdrungen wie Birma. 87 Prozent der Bevölkerung sind Buddhisten, darunter fast eine halbe Million Mönche und mehr als zweihunderttausend Nonnen. Alle hoffen, wenigstens einmal im Leben die Shwedagon-Pagode zu besuchen, das spirituelle Zentrum und größte Heiligtum Birmas. Wir setzen uns auf Stufen. Die untergehende Sonne lässt die Kuppel goldrot aufleuchten. Aus den Lautsprechern klingt ruhiger Singsang - Heilslehren des Buddha. Und für einen Augenblick ist die Welt im Gleichgewicht.

\*Mit Ausnahme der „Moustache Brothers“, ihrer Familien und von Aung San Suu Kyi wurden alle Namen geändert - zum Schutz der Beteiligten. In Birma ist es verboten, über Politik zu reden oder das Regime in irgendeiner Form zu kritisieren.

Dieser Artikel ist erschienen in „Brigitte“ am 26.11.2003.

## ITB 2004

### Premiere 1: „Forum Wellness“

Der Versuch des letzten Jahres, durch zusätzliche Wegweisung in den Hallen die Besucher zu den Wellness-Angeboten zu führen, wurde aufgegeben. Ein Teil der Wellness-Anbieter konnte 2004 in Halle 7.1a zusammengeführt werden. Das macht auch erträglicher, dass das „Forum Wellness“ nur einen Tag dauern soll. Die Wellnessexpertin und VDRJ-Kollegin Maria Pütz-Willems (Tel. 0821-995656, E-Mail map@pressemag.de) setzt am Sonntag das Thema „Wellness und Gesundheit im Urlaub“ gemeinsam mit Gesundheitsexpertin Barbara Richter in Szene. Der Vormittag richtet sich eher an das Publikum, der Nachmittag an Fachbesucher. *we*

### Premiere 2: „Junges Reisen“

Auch die Jugendreisehalle gehört inzwischen zum festen Bestandteil der ITB. Wie schon in den Vorjahren zeichnen RUF Jugendreisen und die Jugendreiseorganisation FIYTO für das „Young Travel Centre“ in Halle 1.1 a verantwortlich. Mit „Y.I.G – Youth Incoming Germany“ wird es in der Jugendreisehalle in diesem Jahr erstmals eine eigene Plattform für „Junges Reisen nach Deutschland“ geben. *we*



## Columbus-Finalist in der Kategorie „LANGBEITRÄGE“

### Diese Insel ist nicht ohne

Oder etwa doch? Es gibt auf Spiekeroog keine Autos, keine Strandpromenade, keine Kosmetikerin, ja nicht mal einen Friseur. Die Ostfriesische Insel bietet ganz anderes: raue Natur und eine Stille, die sich anfühlt wie mehr.

von Sylvia Lott

Da will ich wieder hin! Jetzt gleich, egal wie das Wetter ist. Es fing doch gerade erst an, das Prickeln und Ziehen immer deutlicher, die good Vibrations jeden Tag stärker – und dann noch dieser absolut perfekte Sonnenuntergang am letzten Abend. Was wäre wohl aus uns beiden geworden, wenn die Zeit für mehr als eine Woche Spiekeroog gereicht hätte?

Dabei war ich am Anfang gar nicht so begeistert. Natürlich ist die Insel einmalig idyllisch, da gibt's nix: das altmodische Rosengärtchen gleich am Dorfanfang (leider in einem suboptimalen Pflegezustand), der hinreißende Ortskern mitten auf der 720-Einwohner-Insel. Ein Dorf, das die Bezeichnung Dorf noch verdient. Gemütliche Rotklinker-Häuser mit Sprossenfenstern kuscheln sich rund um ein mehr als 300 Jahre altes Inselkirchlein. Hohe Linden, Eichen und Kastanien, ganz ungewöhnlich für eine Ostfrieseninsel, beschatten Teestuben, Frühstücksveranden und Gartenlokale. Fast wie damals, als Badegäste noch nach Geschlechtern getrennt an den Strand gingen beziehungsweise sich von der Pferdebahn dorthin bringen ließen.

In Hortensien und Efeu tschilpen Spatzen. Es riecht nach frisch gebackenen Butter-Zimt-Waffeln, nach Meerwasser, Buschwindrosen und einer Prise Pferdeäpfeln. Urlauber schlendern, schnell gehen nur die Neuankömmlinge oder Saisonkräfte aus Kroatien. Satzfedern hallen weit. „Sieh nach vorne, Katharina!“ – „... da geht's zur Kirche.“ – „Papa, warte!“

Ach, und das Rathaus – wie aus einem Schulbuch für Erstklässler! Davor ein runder Platz mit Pavillon und Bänken. Überall diese großzügigen und bequemen Holzbänke, weiß lackiert. Überall Bücher oder Eis verschlingende Besetzer. Im anspruchsvoll gemachten Spiekeroog-Prospekt schreibt eine Frau Urlaubstagebuch: „Ich studiere die Insel, indem ich von Bank zu Bank sitze und mit mir klöne und lese.“ Besser kann man es nicht formulieren. Sie schreibt auch, Spiekeroog mache geduldig. Darauf müssen wir noch zurückkommen.

Alles ist viel grüner als erwartet. Nicht nur die beiden unbedeckten, von Islandponys beweideten Salzwiesengürtel Ostergroen und Westgroen, die man schon von der Fähre aus erkennt und beim Marsch vom Anleger ins Dorf auf der Wüppspoor, einem breit gewalzten Deich, wunderbar überblickt. Auch die Dünen grünen. Ganze Sandlandschaften mit Tälern und Höhen, darunter der 24 Meter hohe „Berg“ Wittdün, sind grün, grün, grün in allen Schattierungen, von

grün-blau-silbrig über gelb-oliv bis braun-rot-grün. Bewachsen mit Strandhafer, Straußgras, Brombeersträuchern, Hagebutten, Disteln, Sanddorn und hügelweise Sandseggen. Wenn da der Wind durchpustet, werfen sich die Halme in unermüdlichen La-Ola-Choreografien nieder. Das ist gut so, denn sie halten die Insel fest.

Und diese Stille. Das erste Mal wahrgenommen habe ich sie kurz nach der Ankunft, als sich das Gewusel rund um die Gepäckcontainer auf die vermutlich größte Bollerwagen-Flotte Deutschlands verteilt hatte und allmählich auf der Wüppspoor verlief. Meine Güte, was für eine Ruhe im Hintergrund! Kein Brummen oder Verkehrsrauschen aus der Ferne, kein U-Bahn-Zittern unter den Füßen. Nicht, dass was fehlte. Es ist sogar etwas Ungewohntes anwesend, merkwürdig, fast körperlich: Diese Stille fühlt sich an wie mehr Erdanziehungskraft. Sie weckt eine flirrende Vorfreude.

Spiekerooger sind stolz auf das, was sie nicht haben: Es gibt auf der Insel keine Autos, keinen Sportflughafen, keine Hochhäuser, keine Strandpromenade, keine Kaninchen und keinen Fahrradverleih. Gäste werden gebeten, ihre Räder nicht mitzubringen. Im Ortskern herrscht Radelverbot. Sonst würde es zu eng – und temporeich. Joggen darf man aber.

Ich habe das wahrscheinlich lauteste Zimmer der Insel erwischt. Weil Spiekeroog keine Promenade hat, drehen Urlauber nach dem Strandtag, so ab 18, 19 Uhr, frisch geduscht und parfümiert ihre Runde durch den Ortskern. Zum Feierabend gehört unbedingt ein Eis. Die größte intellektuelle Herausforderung dieses Rituals besteht darin, zu entscheiden, bei welchem der drei Anbieter man sich heute die Kugeln geben lässt und welche Geschmacksrichtungen diesmal kombiniert werden sollen.

Alle halten sich daran: Jugendliche, Verliebte, Familien, Kurlauber. Auffallend viele grauhaarige, leptosome Männer mit Stirnglatze und einer handfesten Frau an ihrer Seite, die kurze Haare und Größe 42 trägt. Sie palavern, bleiben stehen, schlecken, kommentieren Auslagen. Am liebsten unter meinem Fenster, das zur Hauptschlenderstraße Noorderloog liegt. „Wollen wir noch...“ – „Sieh nach vorne, Katharina!“ – „Ach, da geht's zur Inselkirche...“

Als um Mitternacht endlich Ruhe herrscht, fängt mein Zimmernachbar an zu sägen. Durchs offene Fenster werfe ich Cent-Stücke in sein Zimmer. Am nächsten Morgen ist der Mann eine gute Partie. Mir tut der Rücken weh vom Kofferdie-Treppe-Hochwuchten.

Genervt sammle ich die ersten zwei, drei Tage Indizien für meinen Verdacht. „Kosmetikerin? Ham wir nicht.“ – „Fliegengitter? Führen wir nicht und kriegen wir auch nicht rein.“ – „Ich kann Sie nicht am Biomaris-Duschgel riechen lassen. Die Flaschen sind doch alle zu.“ – „Ohne Rezept nur Sportmassage für den Rücken. So was mit Streicheleinheiten gibt's hier nicht.“

Seltsame Öffnungszeiten erzwingen Beachtung: Da gibt's Frühstück nur bis 10 Uhr, dort Mittagessen nur bis 13.30 Uhr. Strandkörbe werden am Wochenende bis 15 Uhr vermietet (sonst bis 16 Uhr, sapperlot!), und die Strandhalle, ein Restaurationsbetrieb in Monopol-Lage, schließt, wenn man gerade vom Strand zurückkommt: um 18 Uhr. Die Insel macht mich nicht

geduldig, sondern aggressiv. Immer, wenn ich was will, ist gerade zu. Mein Verdacht wird zur Gewissheit: Service betrachten sie hier insgeheim als neumodischen Schweinkram.

Ich renne durch die Dünen, rauf und runter. Ich werfe mich ins Meer. Es prickelt, brennt, belebt, beruhigt. 15 Kilometer Strand bringen einen auf andere Gedanken. Feinster Sand, hell, ockerfarben. Dunkelblau-schwarz scheint heute das Meer, mit weißen Schaumkronen, donnernd, ständig bewegt. Darüber hoch und weit und fern und irgendwie schmerzhaft der Himmel mit mindestens zwei Wettern: am Horizont grafit-graue Gewitterwolken mit quellenden Türmchen, weiter vorne Kumuluswolken wie aus einem Riesenauspufl. Und dann kippt es langsam. Wenn sich das sogar Bundespräsidenten freiwillig antun, sag ich mir, dann muss doch was dran sein. Auch ohne Streicheleinheiten. Rau, aber herzlich, sozusagen.

Ich sitze im Pavillon auf den Dünen am Noorderpad und sehe durch große Sprossenfenster den Wellen zu. Ein Aushang verkündet: Einmal pro Woche finden bei Kerzenschein und Wein Lesungen „aus der höheren und niederen Weltliteratur“ statt – „Ein Fasan sagt Hallo“ oder so was Ähnliches.

Im Abendrot schlendere ich mit einem Eis in knuspriger Butter-Zimt-Waffel den Richelweg entlang. Einsam, an Wiesen vorbei, die würzig nach Heu und Meer riechen. Diese Luft möchte ich abfüllen und in Hamburg an Feiertagen trinken. Grillen zirpen, irgendwo brennt Kaminholz. Plötzlich komme ich mir vor wie bei einem Encounter, wo Manager erst gebrochen und dann wieder aufgebaut werden. Endlich verstummt der Großstadttakt. Und zaghaft öffnet sich etwas. Am nächsten Tag auf dem Dünenweg durch ein Wäldchen, in dem wahrscheinlich jede Menge Erdmantjes und Alräunchen leben, ist mir, als atme die Insel unter ihrem grünen Fell. Ganz langsam und ruhig. Ich fange an zu verstehen, weshalb Spiekeroog so viele Stammgäste hat, Lehrer und Beamte traditionell, zunehmend auch junge Familien. Die Insel bringt einen dazu, weniger zu wollen. Mehr zu sein.

Schwer zu sagen, welcher Ortsteil der attraktivste ist. Sonst mag „Wattlage“ die Margarine-seite bezeichnen, hier trifft das nicht zu, allein der Blick über Salzwiesen bis zum Meer wie vom Süderloog aus garantiert Erholung pur. Ebenso reizvoll: die Westseite mit tollen Lichtspielen über der malerischen Remise, in der im 19. Jahrhundert der Seenot-Rettungsdienst sein Boot unterstellte. Häuser nach Norden liegen dafür im Wittdün-Bereich und näher zum Strand. Im Osten wiederum locken Dünen und Wäldchen, Meeresrauschen und Kiefernduft.

Manchmal zaubert die Insel irische Impressionen herbei. Zum Beispiel, wenn Sie mit Deutschlands einziger und ältester Pferdebahn (insgesamt vier Sitzbänke) nachmittags gen Westen ziehen. 20 Minuten dauert die Fahrt bis zum früheren, vor mehr als 50 Jahren aufgegebenen Badstrand. Ab Windstärke sieben allerdings ruht der Ein-PS-Verkehr.

Wie alle Ostfriesischen Inseln wandert auch die zweite von rechts seit Jahrhunderten ostwärts. Sie hat jedoch in den letzten Jahrzehnten wesentlich mehr Land gewonnen als ihre

Schwestern. Unermüdlich spült die Nordsee bei vorherrschenden Nordwestwinden Sand (und Bernsteine!) an, verteilt die feinkörnigen Strände um. Und weil die Harlebucht am Festland gegenüber zunehmend verlandete, weil außerdem der Fluss Harle eingedeicht wurde, tragen die Ebbströmungen immer weniger Sand ab. 1860 war die Insel sechs Kilometer lang, heute sind es mehr als zehn Kilometer. Insgesamt bringt sie's auf mehr als 18 Quadratkilometer, aber in den meisten Büchern sind die Angaben noch falsch. Sandbänke machen sich auch vor dem zuletzt 1981 verlegten offiziellen Badstrand breit. Was unter anderem bedeutet, dass man bei Ebbe vom Strandkorb bis zur Brandung lange laufen muss.

Trotz alledem bleiben Bauplätze knapp. Mieten und Immobilienpreise sind so hoch, dass viele Insulaner oder in absehbarer Zeit ihre Kinder sie sich nicht mehr leisten können. Seit 1986

ist die Insel Bestandteil des Nationalparks Niedersächsisches Wattenmeer. Es gibt Ruhe-, Zwischen- und Erholungszonen, für die strenge Regeln gelten. Zwar sieht es so aus, als sei die Welt hier noch in Ordnung. Querelen existieren aber auch, und die hängen fast immer mit der Begrenzung des Platzes zusammen. Dass sich zum Beispiel kein einziger Friseur auf der Insel findet, erfahre ich, liegt nicht etwa daran, dass keiner zum Schneiden und Föhnen herüberkommen wollte: „Aber wo soll der denn wohnen?“ An einem milden Tag mache ich mich auf den Weg Richtung Osten zur Hermann-Lietz-Schule. Bis zum Gymnasium

und Internat sind es zu Fuß vom Dorf 20 Minuten. Doch erst hinter der Schule beginnt die Ostplate, das neue Land und der größte Teil der Insel mit etwa 60 Prozent ihrer Begrünung. Auf einem Wanderweg ab dem Vogel-Zivi-Pavillon, der sich hinter dem Internat versteckt, verliere ich allmählich das Gespür für Zeit und Epoche. Spiekeroog ist die naturbelassenste von allen bewohnten Inseln in der Nordsee.

Mullige Dünenwärme, Distelpieksen, nie gehörte Vogelrufe begleiten mich. Zwergseeschwalbe, Austernfischer oder Sandregenpfeifer? Keine Ahnung. Ich bin froh, Silbermöwen von Eiderenten unterscheiden zu können. Etliche Sommersprossen und Blasen an den Füßen später erreiche ich große Sanddünen mit nur spärlichem Bewuchs, so genannte Primärdünen. Sie öffnen sich zum Meer hin. Aber dort sehe ich etwas, was ich noch nie gesehen habe: Statt Strand breitet sich eine Wiese aus, gesprenkelt mit bunten, blühenden Blumen! Ein ganz junges Biotop, ein anderer Kontinent. Salzwiesen wie diese sind Spiekeroogs stille Sensation. Sie machen moderne Menschen zu Zeugen des Schöpfungsaktes.

Zurück gehe ich am Strand entlang. Und denke über eine Redewendung nach: „im Ein-Klang mit der Natur“. Am Badstrand hole ich mein Gerödel aus dem Strandkorb. Hat eine Woche hier gelegen. Alles noch da. Es ist spät geworden. Als die Sonne in der Nordsee versinkt, hinterlässt sie diesmal ein Flammenmeer am Himmel. Väter mit Bollerwagen halten an. Freundinnen hören auf zu quatschen. Schauen andächtig. Ich wette, sogar Katharina sieht jetzt nach vorn.

Der Artikel erschien im ADAC Reisemagazin am 25.2.2003.



Sylvia Lott

## VDRJ-Interview mit Tourismus-Professor Karl Born

# Reisekonzerne: „Zwei Jahre verloren“

Über die Zukunft der integrierten Reisekonzerne sinniert Karl Born, Professor für Touristikmanagement an der Hochschule Harz, mit seinem Co-Autor Harald Bastian in dem 556-Seiten-Wälzer „Der integrierte Tourismuskonzern“ (39,80 Euro, ISBN 3-486-27543-7).

**VDRJ:** Wären die Reisekonzerne ohne den 11. September weiter wie vorher gewachsen?

**Born:** Vielleicht noch etwas, ob in diesem Tempo, ist aber eher fraglich. Schon vor dem 11. September war die Marktsättigung ja schon relativ hoch. Ohne die Anschläge von New York wären pro Jahr noch zwei bis drei Prozent drin gewesen, aber nicht mehr. Bei einigen Zielgebieten wie beispielsweise Mallorca ging schon 2000 gar nichts mehr. Wachstumsraten darüber hinaus wären nur noch mit Abstrichen bei der Qualität möglich gewesen.

**VDRJ:** Dennoch setzten Reiseveranstalter allüberall erst einmal weiter unverdrossen auf Zuwachsraten.

**Born:** Es gab schon damals kritische Stimmen, die das unbegrenzte Wachstum bezweifelten. Schon 1999 gab es durchaus unterschiedliche Meinungen beispielsweise über die Flottengröße der Zukunft.

**VDRJ:** Warum hörten die Planer nicht auf die Mahner?

**Born:** Die Vertikalisierung der Konzerne kostete nicht viel. Großes Geld musste für die Internationalisierung hingelegt werden. Einige Manager waren der Meinung, dass man nur dann zusätzliche Synergieeffekte erzielen könne, wenn man international agiert. Die Preise für die Internationalisierung waren aber zu hoch. Da wurde schnell klar, dass man die nur mit ordentlichem Wachstum wieder hereinbekommen kann.

**VDRJ:** Doch dann kam der 11. September.

**Born:** Und damit gleich mehrere Dinge zusammen. Erst einmal brach das Wachstum weg - doch viel dramatischer in den Auswirkungen ist die anhaltende schwache Binnennachfrage. Außerdem fielen die internationalen Synergieeffekte extrem unterproportional aus. Der Aufwand, der dafür betrieben wurde, verursachte höhere Kosten als die Synergieeffekte letztendlich einbrachten. Es gab eigentlich keinen einzigen vernünftigen Grund, warum man beispielsweise in Frankreich hätte investieren sollen.

**VDRJ:** TUI-Boss Michael Frenzel und Thomas Cook-Architekt Jürgen Weber gaben Ende der 90er Jahre eine Rendite von fünf Prozent als Ziel vor, das kurzfristig erreichbar sein müsse. Klappert das noch mal?

**Born:** Diese Zahl habe ich schon damals als nicht machbar eingestuft. Die fünf Prozent kamen durch eine Momentaufnahme in Großbritannien mit dort herrschenden idealen Voraussetzungen zustande - beispielsweise kein Nachtflugverbot und die Konzentration auf wenige Abflughäfen. Dazu ein britischer Tourist, der bereit ist, fast alles in Kauf zu nehmen, nur um in den Süden zu gelangen.

**VDRJ:** Warum hat man damals so die Augen Richtung England verdreht?

**Born:** Viele Entscheider waren der Meinung, dass das, was dort geschieht, auch auf Deutschland übertragen werden könne. Dabei war der deutsche Tourismusmarkt schon damals mindestens so weit entwickelt wie der britische. Zudem ist die Situation in Deutschland eine ganz andere. Hier gibt es beispielsweise deutlich mehr Abflughäfen: Da bekommt man nie die Auslastung wie in UK hin.

**VDRJ:** TUI schiebt einen Schuldenberg von 3,5 Milliarden Euro vor sich her, auch Thomas Cook verdient die Zinsen mit dem operativen Geschäft nicht mehr. Warum ist das so?

**Born:** Da kommen mehrere Gründe zusammen. Die internationalen Einkäufe waren - auch aus damaliger Sicht - zu teuer. Dazu kam die schwache Nachfrage: Wenn eine Krise kommt und man sitzt auf einem Schuldenberg, ist der Rücken nicht zum Agieren frei. Konsequenz: Noch im vergangenen Jahr wurde versucht, die Preise relativ hoch zu halten, um eine höhere Rendite zu erzielen. Das wirkt aber nach allen betriebswirtschaftlichen Erfahrungen zusätzlich dämpfend auf die Nachfrage.

**VDRJ:** Sprechen Sie da bereits von Missmanagement?

**Born:** Ich würde eher sagen, man ist ein sehr großes Risiko eingegangen - was meines Erachtens nicht nötig war. Hinzu kommt, dass die Internationalisierung total überschätzt wurde. Man hat zu sehr auf andere Branchen geschielt - aber das Produkt Urlaub ist etwas anderes als Waschmaschinen oder Autos. In dem Drang, weltweit groß zu werden, hat man nicht die Spezifika des touristischen Marktes im Auge gehabt.

**VDRJ:** Warum wurden die Kapazitäten nicht früher reduziert?

**Born:** Irgendwann, also Anfang 2002, hätte man erkennen müssen, dass die Nachfrage nicht so schnell wie erwartet steigt. Das wäre aber der Einsicht gleichgekommen, dass man zu hoch gepokert und sich mit der Internationalisierung überhoben hat. Ein radikaler Kurswechsel wäre wie das Eingeständnis eines Fehlers gewesen - und hätte sich sofort auf den Aktienkurs ausgewirkt. Dies wollte man vermeiden.

**VDRJ:** Also Fehler aus Eitelkeit?

**Born:** Ich will das nicht zu streng bewerten - wenn man mit dem Rücken zur Wand steht, dann greift man nach dem Prinzip Hoffnung. Das Ergebnis war dann, dass die Preise und die Kapazitäten zu lange zu hoch blieben. Gerade bei Thomas Cook schlugen die zu großen Jets negativ zu Buche - eine Anschaffung, vor der ich schon lange vor 2001 gewarnt hatte, weil sie für den deutschen Markt einfach zu groß waren.

**VDRJ:** Sind in den Konzernen die Entscheidungswege zu lang?

**Born:** Man muss betrachten, wie zentralistisch ein Unternehmen geführt wird. Greift die oberste Ebene sehr stark in die Einzelentscheidung ein, wird sie auch immer einen großen Entscheidungsapparat brauchen, weil sie alles von oben dirigieren muss.

**VDRJ:** Und umgekehrt?

**Born:** Dann überlässt man den einzelnen Bereichen mehr eigene Verantwortung. Also: Je weniger die Führung den unteren Ebenen vertraut, um so stärker wird sie zentralisieren. Konsequenz: Overheads, die auch entsprechend bezahlt werden müssen.

**VDRJ:** Brechen die integrierten Konzerne auseinander? Raten Sie zur Zerschlagung?

**Born:** Die Idee der Vertikalisierung der integrierten Konzerne ist in Ordnung, man muss sie nur richtig managen. Beispielsweise noch mehr auf die Individualität der einzelnen Quellmärkte eingehen. Zudem müssen Kapazitäten zurückgeschnitten werden und die Preise nach unten gehen, dieser Prozess ist ja bereits im Gange.

**VDRJ:** Dann sind die Konzerne ja auf dem richtigen Weg.

**Born:** Die aktuellen Entscheidungen der Konzerne sind eigentlich im Prinzip richtig. Dummerweise trifft man die erst jetzt, nachdem man zunächst die falschen ausprobiert hat. Dadurch hat man zwei Jahre verloren.

**VDRJ:** Wie wichtig ist Qualität?

**Born:** Das ist eine unabdingbare Voraussetzung. Dass versucht wurde, das Ergebnis durch Qualitätsabstriche zu retten, hat eher zu einer zusätzlichen Belastung geführt, weil viele Kunden verärgert wurden.

**VDRJ:** Wenn Sie beim Aufbau der Konzern hätten mithelfen können - was hätten Sie dann anders gemacht?

**Born:** Ich hätte die Dinge früher getrieben, die in den vergangenen Wochen und Monaten begonnen wurden. Also, das Zusammenspiel zwischen Airlines und Veranstaltern verbessern, das Thema Internationalisierung zurückschieben und den Quellmärkten mehr Entscheidungsfreiheit geben, eine andere Preispolitik und mehr Qualität. All das hätte ich schon vor zwei Jahren gemacht - und nicht erst heute. Es war ja schon 2000 unbestritten, dass dies wesentliche Merkmale einer erfolgreichen Touristik sind.

*Das Original-Interview von  
Michael Schweizer erschien in "Travel Tribune" am 04.12.03*

## „Touristik PR 2004“ und „Touristik Medien 2004“ erschienen

# Handbücher neu, aktuell und gratis

Brandaktuell recherchiert erscheinen zur Internationalen Tourismus Börse (ITB) die beiden Nachschlagewerke „Touristik PR 2004“ und „TouristikMedien 2004“. Ab sofort sind die Bücher wieder gratis beim Sponsor TUI erhältlich. Über die Internetseite [www.tui-deutschland.com](http://www.tui-deutschland.com), Bereich Presse und Medien, gibt der Reiseveranstalter die Bücher kostenlos an Reisejournalisten ab.

„Touristik Medien“ gibt genaue Auskunft darüber, wer in der Medienlandschaft mit wem kooperiert, welche Redaktion an welchen Themen Interesse hat, an wen PR-Infos adressiert werden können und wo sich Freie Chancen ausrechnen können. Auf 172 Seiten werden alle Reisedeureure bei Tageszeitungen, Zeitschriften, TV-Sendern und Online-Medien in Deutschland, Österreich und der Schweiz genannt. Ganz neu in diesem Jahr findet man Flughafen-Kundenzeitschriften. Bereits zum zweiten Mal präsentiert „Touristik Medien“ zudem die Ergebnisse der Wahl zum „Besten Reisetitel des Jahres“ von Tageszeitungen. Die Wahl wird jedes Jahr von Mitgliedern der Vereinigung Deutscher Reisejournalisten durchgeführt.

Das Schwesterbuch „Touristik PR“ bietet auf 336 Seiten neuerdings noch schneller auffindbare Informationen zu über 2000 Reiseveranstaltern, Airlines, Hotels, Verkehrsbüros sowie den beauftragten PR-Agenturen im deutschsprachigen Raum. Die Benutzerführung wurde optimiert, die Optik verbessert. Der wachsenden Konzentration in der Touristik trägt „Touristik PR 2004“ durch noch detailliertere Organigramme und mit Leitartikeln zu jedem Kapitel Rechnung. Jede fünfte Telefonnummer und jede vierte E-Mail-Adresse wurden geändert. Auch in 2004 werden wieder die besten PR-Agenturen und Verkehrsbüros gekürt. Die Schirmherrschaft für die Präsentation auf der ITB übernimmt der DRV (Termin: Freitag, 12. März, 14 Uhr, ITB-Lounge im ICC).

Die Daten beider Bücher gibt es mit intelligenter Suchfunktion auch auf CD-Rom. Ganz neu ist das Premium-Update, mit dem erstmals beliebig viele der etwa 5000 Adressen aus beiden Büchern nach Outlook, Outlook Express und Excel exportiert sowie Serienbriefe, Serienfaxe und Serienmails erstellt werden können. Der ausführliche Text der Exportfunktion ist schon mit der Standard-CD möglich, allerdings ist der Export hier auf jeweils eine Adresse beschränkt. Das Angebot von TUI gilt nur, solange der Vorrat reicht. Sind die Bücher vergriffen, können sie zum regulären Preis im Internet unter [www.touristikpr.de](http://www.touristikpr.de) oder direkt bestellt werden beim SRT-Verlag, Bgm.-Graf-Ring 10, D-82538 Geretsried-Gelting, Fax (0)8171/16967, E-Mail [fvp@srt-redaktion.de](mailto:fvp@srt-redaktion.de).

FVP